

# Deutscher Morgen

Herausgeber: Joachim Dauch

Aurora Allemã

Erscheint wöchentl. 7. Jahrgang

Folge 19

São Paulo, 13. Mai 1938

Schriftleitung und Verwaltung: Rua Victoria 200 — Fernruf 4-3393 — Caixa postal 2256 — Druck: Wenig & Cia., Rua Victoria 200 — Fernruf 4-5566 — S. Paulo. Bezugsgebühr: halbjährlich Rs. 10\$000, ganzjährig Rs. 20\$000, für Deutschland und die Welpostvereinsländer 7 Mark. — Zuschriften nicht an Einzelpersonen, sondern nur an die Schriftleitung.

## Märtyrer - Fehlannonce

Viele Leute leiden an Minderwertigkeitskomplexen. Das heisst, sie schleppen belastende Gefühle mit sich, die gar nicht ihrer natürlichen Art entsprechen. Sie vernutzen hinter den Menschen und Dingen immer mehr, als wirklich dahintersteckt. Sie nennen das Aeusserliche einer Erscheinung meistens als ihr Wesen; sie lassen sich imponieren, ohne nach dem Wer und Warum zu fragen. Vor einem geschneiderten Geck oder eingebildeten Gesellschaftsphantomen ersterben sie leicht in Ehrfurcht und Phrasendreschern begegnen sie mit einem geneigten Ohr.

Solche Leute sind zu bemitleiden. Sie werden aus eigener Kraft nimmer fertig. Man muss ihnen das Kreuz absteifen gegen eine Haltung, die schwach und entehrend ist. Ihre charakterlichen Grundwerte können durchaus gesund sein, aber ihr Verhältnis zur Umwelt ist krankhaft. Sie haben nicht den Mut, sich um der Wahrheit willen unbeliebt zu machen. Ihr Reden und Handeln sind ein dauerndes Kopieren, ihr eigenes Wollen, wo es über den ersten Anlauf hinauskommt, wird am nächsten Einspruch irre. Man könnte hier von einem Märtyrertum aus Komplexen sprechen.

Hier soll aber keine Alltagsphilosophie über Minderwertigkeitskomplexe begonnen werden. Es mag genügen, sie in ihrer krassensten Auswirkung angedeutet zu haben. Es gibt dabei Abstufungen ohne Zahl, was Theoretiker und Wissenschaftler auch in dickleibigen Werken beweisen. Die Meinungen gehen weit auseinander. Das spielt keine Rolle, zumal die Behauptung fortbesteht, dass alle Menschen an diesen drückenden Empfindungen der Unzufriedenheit und Unvollkommenheit leiden. Das wird schliesslich auch die allgemein verständlichste Erklärung sein, denn trotz aller Bemühungen ist es den Menschen noch nicht gelungen, dem lieben Gott die weisen Gesetze seiner Schöpfung umzustossen.

Gott hat gewiss nicht gewollt, dass die Bewohner dieser Erde wegen ihres unterschiedlichen Aussehens, ihrer besonderen charakterlichen Veranlagung und ihrer wesensbedingten Leistungen einander das Leben erschweren. Genau so, wie er wohl nicht wollte, dass England die halbe Welt als Kolonie besitzt und darüber hinaus Deutschland noch die wenigen Gebiete in Afrika raubte. Nun sind allerdings die deutschen Kolonialforderungen an Grossbritannien durchaus nicht mit Minderwertigkeitskomplexen zu verwechseln. Im Gegenteil, England hätte alle Veranlassung, seine bisherige eigensüchtige Haltung als vor dem Weltgewissen minderwertig zu empfinden. Indessen gibt es scheinbar kein politisches Weltbewusstsein, so dass mit dem Begriff der genannten Komplexe auf dem Gebiet der Politik nichts anzufangen ist.

Hier rühren wir an den Kern unserer kurzen Betrachtung. Denn das Leben der Völker wird tatsächlich erst aus der Summe der einzelnen Menschen gebildet. Der Einzelne mag sein Tun und Lassen mit seinen Hemmungen und Leidenschaften erklären und entschuldigen wollen. Er kann, von angeborener Schwäche, willensloser Erziehung und idealer Umgebung fehlgeleitet, ein Märtyrer seiner Eigenart, Märtyrer aus eigenem Antrieb um seines Selbst willen sein. Aber nie darf er beanspruchen, zugleich als Märtyrer für die Gemeinschaft, der er angehört, oder gar gleich für das ganze Volk legitimiert zu werden.

Mit dem Wort Märtyrer ist nachweisbar Missbrauch getrieben worden, solange die Völker Geschichte schreiben — und davor sicherlich auch. Dieser Begriff lässt sich auf alle Gebiete des Lebens anwenden. Alle Menschen, die um ihres reinen Glaubens willen, um ihre Ueberzeugung von der Kraft eines hohen sittlichen Ideals leiden und sterben, sind Märtyrer, allein — ohne davon zu sprechen. Wer seinem Gewissen folgend seine Pflicht erfüllt, besonders wenn diese Pflicht völkisch-politisch gebunden ist, wird nicht danach fragen, welche Auszeichnung er verdient. Er wird nicht sagen: „Ich habe mich geopfert, jetzt belohnt mich nach diesem meinem Opfer!“ Er könnte so nicht sprechen, denn er müsste in Scham vor der Gemeinschaft vergehen, der er sich freiwillig verschrieb, nur der Stimme seines Herzens gehorchend.

So wehren wir uns leidenschaftlich gegen jede menschliche Annahme, die aus schwe-

ren Stunden der Prüfung noch ein eigen-nütziges Geschäftlein schlagen möchte. Lassen wir nirgends die süssliche Sentimentalität aufkommen, die auf der Bühne im eigenen Schmerz vergeht und hinter den Kulissen sofort nach der Stufenleiter zur goldenen Ruhmes-Plattform hascht! Wer heute als Deutscher im Ausland lebt und arbeitet und dabei die Gesetze seines Gastlandes streng beachtet, hat gar keine Gelegenheit, „Märtyrer“ zu werden, wenn er charakterlich fest und treu ist. Sein Gewissen und sein volksgebundenes Bewusstsein wird ihm dann schon im entscheidenden Augenblick Richtung und Mass seiner Handlungsweise bestimmen. Grossmannsucht, Prahlerei und Geschwätzigkeit sind hüllige Torheiten. Sich damit den Ruf eines Märtyrers erkaufen wollen, heisst mutiger als die sieben Schwaben sein. Ueberlegung bei jedem Wort, Verantwortungsgefühl bei jedem Schritt, klarer offener Blick gegenüber jedermann, müssen grundsätzliche Voraussetzungen in unserem Auftreten als Deutsche und in unserem Einsatz für unsere Weltanschauung auch weiterhin bleiben. Wie wir uns geben, so werden wir beurteilt. Oh falsch oder richtig, ist nicht unsere Sache. Aber dass wir weniger geduldet und mehr geachtet werden, dazu können wir alle durch unsere Haltung beitragen.

Und selbstverständlich gilt die Ehre jedes Reichsdeutschen im Ausland genau soviel wie die Ehre des Heimatlandes. Dieses Gesetz besteht ungeschrieben zwischen allen Kulturvölkern.

Damit indessen überhaupt jeder Zweifel über die Absicht dieser Zeilen unterbunden wird, wollen wir noch einmal greifbar feststellen: Jeder Deutsche im Ausland ist mit seinem ganzen Leben und Schaffen der Kritik wohl- oder übelwollender Menschen mehr ausgesetzt als im Reich, wo alle in der gleichen Gemeinschaft stehen. Jeder soll darum, bewusster als bisher, seine Pflicht tun. Weder aus eigener Unzufriedenheit noch aus dem provozierenden Verhalten irgendwelcher Zeitgenossen darf er sich in der Rolle des Märtyrers für sein Deutschtum gefallen. Er muss echt in seiner Einstellung zur Umwelt sein und sein Schicksal zu meistern versuchen, ohne Schaden an seiner Seele zu nehmen. Beweist er dann Gesinnung durch eine solche Haltung, dann bleibt ihm immer noch der Weg ins Reich... bevor er wirklich Märtyrer werden könnte.

Dann soll aus diesen Zeilen zu erkennen sein, dass sich Deutsche unter keinen Umständen mit jenen Märtyrern aus eigener Machtvollkommenheit auf eine Stufe stellen lassen, die „ausser Landes“ gehen — weil

sie das böse Gewissen peinigt: die Devisenschieber aus Deutschland, die Kulturbolschewisten und Pressejuden, die nicht nur nach Prag und Paris, sondern auch nach Südamerika „wanderten“, sich hier im Glorienschein „ihres Märtyrertums“ bemitleiden und verehren lassen und bei der Genfer Liga um einen Appell an das bereits so stark abgenutzte Weltgewissen jammern.

Nein, diese Methoden sind Deutschen fremd. Da gehen wir doch lieber den mühevolleren Weg und bleiben sauber und anständig im Charakter. Gerade die gegenwärtigen Tage fordern von uns in dieser Beziehung den Beweis dafür. Wir werden ihn bringen! Nicht mit knallig-farbigen, wohl aber mit festen Strichen. Kein Mensch kann aus seiner Haut. Und manche haben sogar ein Gummigemüt, wenn es darauf ankommt, ein lokales Ziel zu erreichen. Eine Zeitung, wie der „Deutsche Morgen“, die so viel Freunde unter den Deutschen hat, ist ab und zu verpflichtet, schiefe Meinungen ohne alle Politik geradezubiegen. Von Minderwertigkeitskomplexen zu wertgeminderten Märtyrern führt eine kaum krumme Linie, wie wir gesehen haben.

Was aber schliesslich zu diesem Thema als Schlusswort gesagt werden muss — Märtyrer dieser Art — Fehlannonce. E. P.

## „Klare Trennung des Lebensraumes“

Der Duce und der Führer gaben in Rom bindende Erklärungen über die deutsch-italienische Freundschaft und Zusammenarbeit für die europäische Zukunft ab

Der italienische Regierungschef Mussolini hatte den Führer und Reichkanzler am Abend des 7. Mai zu einem offiziellen Essen im Palazzo Venezia, der Geburtsstätte des faschistischen Reiches, geladen. Die dabei ausgetauschten Trinksprüche hatten folgenden Wortlaut:

Der Duce sagte: „Führer! Es geschieht mit der allerherzlichsten Freude, daß ich Ihnen meinen, der Regierung und des italienischen Volkes Willkommenruf entbiete in dieser Stadt Rom, die Sie empfängt in dem doppelten Glorienschein ihrer Überlieferung und ihrer Macht. Ihr Besuch vollendet und besiegelt das Einvernehmen zwischen unseren beiden Ländern. Dieses Einvernehmen, das wir mit festem Willen angestrebt und hartnäckig aufgebaut haben, wurzelt in der Revolution. Es zieht seine Kraft aus der weltanschaulichen Gemeinsamkeit, die unsere beiden Völker verbindet. Es hat seine historische Aufgabe in den dauernden Interessen unserer beiden Völker, in hundert Jahren Geschichte, seit Deutschland und Italien sich erhoben haben, mit der Revolution, mit den Waffen, ihr Recht durchzusetzen. Mit dem gleichen Glauben und mit dem gleichen Willen haben Deutschland und Italien gekämpft, um ihre Einheit zu begründen. Sie haben gearbeitet, um sie fest und sicher zu machen. Sie haben sich aus der Verderbnis zersetzender Ideologien befreit, um jenes neue Volksergänze zu schaffen, das das Kennzeichen dieses Jahrhunderts ist. Auf diesem von der Geschichte vorgezeichneten Wege marschieren unsere Völker vereint, mit loyalen Absichten und mit jenem überzeugten Vertrauen, das seine Probe bestanden hat in den Ereignissen dieser Jahre des Friedens und des Einvernehmens unter den beiden Nationen.“

Das faschistische Italien kennt nur ein einziges ethisches Gesetz in der Freundschaft, jenes, das ich vor dem deutschen Volke auf dem Mailafeld angeführt habe. Die Zusammenarbeit zwischen dem nationalsozialistischen Deutschland und dem faschistischen Italien hat diesem Grundgesetz gehorcht. Sie gehorcht ihm gegenwärtig und sie wird ihm in Zukunft gehorchen. Die Voraussetzungen und Ziele dieser Zusammenarbeit, die durch die Achse Berlin-Rom ihre Weihe empfängt, haben wir ständig offen bekräftigt. Deutschland und Italien haben hinter sich die Utopien gelassen, denen Europa in seiner Blindheit sein Schicksal anvertraut, um untereinander und mit dem anderen ein Regime des internationalen Zusammenlebens zu suchen, das in gleicher Weise für alle die wirksame Gewähr für die Gerechtigkeit, die Sicherheit und den Frieden ist. Dahin kann man aber nur gelangen, wenn man die elementaren Rechte eines jeden Volkes auf Leben, Arbeit und Verteidigung loyal

anerkennt und wenn das politische Gleichgewicht auf der Wirklichkeit der geschichtlichen Kräfte beruht, die sie begründen und bestimmen. Wir sind davon überzeugt, daß die Völker Europas auf diesem Wege jene Nähe und jenen Frieden finden werden, die unerlässlich sind, um die Grundlagen der europäischen Kultur zu bewahren.“

Vor meinen Augen steht noch deutlich das Bild von der Arbeit, dem Frieden und der Kraft, das nur im vergangenen Herbst Deutschland gezeigt hat, das auf der Grundlage der Tugenden der Disziplin, des Mutes und der Hartnäckigkeit, die die Größe der Völker ansprechen, wiederhergestellt wurde. Ich habe und werde nicht den Empfang vergessen, der mir durch Sie und Ihr Volk zuteil wurde. Ihrer nachvollenen Wiederaufbauarbeit gelte meine und des faschistischen Italiens heisseste Wünsche.“

Führer! Ich hebe mein Glas auf Ihre Gesundheit. Ich trinke auf das Gedeihen der deutschen Nation und auf die unveränderliche Freundschaft zwischen unseren beiden Völkern.“

Der Führer und Reichkanzler antwortete mit folgenden Worten:

„Duce! Tief bewegt danke ich Ihnen für die zu Herzen gehenden Worte der Begrüßung, die Sie zugleich im Namen der italienischen Regierung und des italienischen Volkes an mich gerichtet haben. Ich bin glücklich in Rom zu sein, das mit den Zeugen seiner unvergleichlich ehrwürdigen Vergangenheit die machtvollen Zeichen des jungen faschistischen Italiens vereint. Seit dem Augenblick, in dem ich italienischen Boden betrat, habe ich überall eine Atmosphäre der Freundschaft und Zuneigung empfunden, die mich tief beglückt. Mit derselben inneren Bewegung hat auch das deutsche Volk im vergangenen Herbst in Ihrer Person den Schöpfer des faschistischen Italiens, den Begründer eines neuen Imperiums und zugleich auch den großen Freund Deutschlands begrüßt.“

„Die nationalsozialistische Bewegung und die faschistische Revolution haben zwei neue mächtige Staaten geschaffen, die heute in einer Welt der Unruhe und Zersetzung als Gebilde der Ordnung und des gesunden Fortschritts dastehen. So haben Deutschland und Italien gleiche Interessen und sind durch ihre weltanschauliche Gemeinschaft miteinander eng verbunden. Damit ist in Europa ein Block von 120 Millionen Menschen entstanden, die entschlossen sind, ihre ewigen Lebensrechte zu wahren und sich gegenüber jenen Kräften zu behaupten, die es unternahmen sollten, sich ihrer natürlichen Entwicklung entgegenzustellen. Aus die-

sem Kampfe gegen eine Welt des Unverständnisses und der Ablehnung, den Deutschland und Italien Schulter an Schulter führen mußten, ist allmählich eine herzliche Freundschaft zwischen den beiden Völkern erwachsen, die ihre Festigkeit während der Ereignisse der letzten Jahre erwiesen hat. Sie zeigte zugleich der Welt, daß den berechtigten lebenswichtigen Interessen der großen Nationen so oder so Rechnung getragen werden muß. Es ist daher auch nur zu natürlich, daß unsere beiden Völker diese sich in den letzten Jahren immer mehr bewährende Freundschaft in ständiger Zusammenarbeit auch für die Zukunft weiter ausbauen und vertiefen.“

Duce, Sie haben im letzten Herbst auf dem Mailafeld in Berlin, als das ethische Gesetz, als den Ihnen und dem faschistischen Italien heiligsten Satz proklamiert: Klar und offen reden, und wenn man einen Freund hat, mit ihm bis ans Ende marschieren. Auch ich bekenne mich im Namen des nationalsozialistischen Deutschlands zu diesem Gesetz. Ich will Ihnen heute folgendes antworten:

„Seit sich Römer und Germanen in der Geschichte bewegt zum erstenmal begegneten, sind nunmehr zwei Jahrtausende vergangen. Indem ich hier auf diesem ehrwürdigen Boden unserer Menschheitsgeschichte stehe, empfinde ich die ganze Tragik eines Schicksals, das es einst unterließ, zwischen diesen so hochbegabten und wertvollen Völkern eine klare Grenzschiede zu ziehen. Unangbares Leid vieler Generationen war die Folge. Heute nun, nach fast zweitausend Jahren, erhebt sich dank Ihres geschichtlichen Wirkens der römische Staat aus grauen Ueberlieferungen zu neuem Leben. Und nördlich von Ihnen entstand aus zahlreichen Stämmen ein neues germanisches Reich.“

„Belehrt durch die Erfahrung zweier Jahrtausende wollen wir beide, die wir nun unmittelbare Nachbarn geworden sind, jene natürliche Grenze anerkennen, die die Vorsehung und Geschichte unseren beiden Völkern ersichtlich gezogen haben.“

„Sie wird dann Italien und Deutschland durch die klare Trennung der Lebensräume der beiden Nationen nicht nur das Glück einer friedlich gesicherten und dauernden Zusammenarbeit ermöglichen, sondern auch als Brücke der gegenseitigen Hilfe und Unterstützung dienen. Es ist mein wertschätzender Wille und mein Vermächtnis an das deutsche Volk, daß es deshalb die von der Natur zwischen uns aufgerichtete Meingrenze für immer als eine unantastbare Grenze ansieht. Ich weiß, daß sich dann für Rom und Germanien eine große und segensreiche Zukunft ergeben wird.“

Und so wie Sie Deutschland die Freundschaft ge-

halten haben, werden ich und mein Volk Italien in schwerer Stunde die gleiche Freundschaft beweisen. Die großartigen Eindrücke, die ich schon jetzt von der Jugendkraft, dem Arbeitswillen und dem stolzen Geiste des neuen Italien erhalten habe, werden mir unaussprechlich in Erinnerung bleiben. Unvergesslich wird mir auch der Anblick der mit jungem Ruhme bedeckten Soldaten und Schwarzhenden, der bewährten Flotte und der

Plan der grandiosen Luftwaffe sein. Sie geben mir die Gewissheit, daß Ihr bewunderungswürdiges Aufbaunwerk, das ich mit den innigsten Wünschen beehrte, auch weiterhin zu großen Erfolgen führen werde. „So erhebe ich mein Glas und trinke auf Ihre Gesundheit, auf das Glück und die Größe des italienischen Volkes und auf unsere unwandelbare Freundschaft!“

Dinge einzuschalten, ist kläglich misslungen, — und trotzdem steht die Welt noch auf dem alten Platz. Ja trotzdem haben selbst die treuesten Verbündeten der Bolschewisten im Westen, Frankreich und die Tschechoslowakei, die neue Lage im Donauraum anerkannt. Mit eherner Selbstverständlichkeit geht die Entwicklung ihren Weg — und nur Moskau konnte weiter Zeter und Mordio schreien.

In diesem letzten Monat begann sich auch langsam das Schicksal der spanischen Bolschewisten zu vollziehen. England und Italien kamen an den Verhandlungstisch und schlossen ihren Akkord, ja Frankreich selbst beginnt, sich um den Ausgleich mit dem Duce zu bemühen — und das ganze Grollen des Moskauer Weltfeindes nützt nicht das geringste. „Alle diese Vorgänge sind eindeutige Niederlagen Moskaus“, urteilt die Weltpresse, denn mit jeder neuen freundschaftlichen Regelung eines Problems, jeder neuen Lösung alter Missverständnisse und Ausschaltung einer drohenden kriegerischen Auseinandersetzung schwimmen die Felle der Bolschewisten immer mehr davon.

So wird es denn verständlich, dass die Bolschewisten neuerlich wieder zur „Bereitschaft zur letzten grossen Entscheidung“ aufrufen, dass sie das Ressort des Aussenkommissariats wiederum ausgeschaltet und um so mehr Dimitroff als den Lenker der Geschichte der Komintern auf den vorderen Plan geschoben haben. So hat, wie das Berliner „Nowoje Slowo“ am 17. April meldet, in Moskau eine Sitzung des Sekretariats der Komintern stattgefunden, in der beschlossen wurde, auf die in Europa entstandene Lage in der Weise zu reagieren, dass eine neue Kampagne in Westeuropa über die kommunistische Partei Frankreichs eingeleitet wird. Zu diesem Zwecke sind der Kompartei Frankreichs erhebliche Mittel zur Verfügung gestellt worden, die insbesondere für eine Aktivierung der Politik Frankreichs in Spanien eingesetzt werden sollen. Zur unmittelbaren Leitung der neuen Aktion in Europa ist ein dreigliedriges Gremium der Komintern eingesetzt worden, das aus den Werkzeugen Dimitroffs: Possowitzki, Ratner und Barski besteht. Diese drei sind bereits in Paris eingetroffen und ihnen zur Unterstützung sind dann vier weitere hervorragende Kommunisten entsandt worden. Man will nunmehr alle Mienen springen lassen, um über die Einwirkung auf die innere Lage Frankreichs — Organisation von Massentriks, Agitation unter der Arbeiterschaft, Zusammenarbeit mit den Gewerkschaftsverbänden usw. — die Aufgabe der französischen sog. Nichteinmischungspolitik in Spanien zu erzwingen, darüber hinaus aber auch in Frankreich selbst die „unmittelbare revolutionäre Situation“ schaffen. — Soweit die Angaben des russischen Blattes.

Offenbar will Moskau gerade in dem Augenblick, in dem Paris Ausrasten trifft, sich mit Italien zu verständigen, zum Gegenangriff ausholen. Da die Kommunisten an der Regierung Daladier nicht beteiligt sind und die Volksfront in Frankreich eine schwere Krise durchmacht, sind die Aussichten der Kreml-Leute nicht gerade hoch einzuschätzen. Freilich weiss Moskau, dass es sich in Frankreich um einen entscheidenden Versuch handelt. Denn auch dort sind die Aussichten im Sinken...

# Putz umfropft

## Das Wichtigste der Woche

4. Mai. — In Berlin starb der letzte deutsche Nobelpreisträger Karl v. Ossietzki an einer Gehirnhautentzündung. Bekanntlich bildete die Verleihung des Nobelpreises an den Verstorbenen, der schon vor der nationalsozialistischen Machtübernahme wiederholt wegen Hochverrats vor Gericht gestanden hatte, den Anlass für die Schaffung des deutschen Nationalpreises für Kunst und Wissenschaft. Kein Deutscher darf seitdem den Nobelpreis annehmen.

Die französische Regierung Daladier hat den Franken auf 170 zum englischen Pfund festgesetzt und erklärt, dass alle finanziellen Massnahmen ergriffen worden seien, um ein weiteres Absinken der Währung zu vermeiden.

Die Einwohner Madrids erleben zurzeit eine neue rote Schreckensherrschaft. 400 Personen wurden auf Befehl des Generals Miaja erschossen und viele Hundert verhaftet. Zur Liquidierung aller Ungehorsamen ist eine 60 Mann starke Sonder-Tscheke geschaffen worden.

5. Mai. — Die Reichswerke „Hermann Göring“ gründeten in Linz eine Niederlassung mit zunächst fünf Millionen Reichsmark. Ein grosses Hüttenwerk, dessen Verwaltungsrat u. a. auch Vertreter der „Vereinigten Stahlwerke“ angehören, soll hier entstehen.

In der französischen Wochenschrift „Gringoire“ wird berichtet, dass seit dem 1. Februar d. J. 73 Schiffe mit Kriegsmaterial den sowjetrussischen Hafen Odessa mit den Zielen Spanien und China verlassen haben. Alle Schiffe sind in griechischen Schiffslisten registriert. Ihre als „landwirtschaftliche Maschinen“ bezeichneten Ladungen bestanden ausser Gewehren, Maschinengewehren und Munition in 700 Flugzeugen, 1700 Kampfwagen und 500 Geschützen.

In mehreren sudetendeutschen Orten kam es erneut zu Zusammenstößen zwischen Deutschen und Tschechen, wobei mehrere Deutsche misshandelt wurden.

6. Mai. — Gegen den früheren Generaldirektor der Rüstungswerke Hirtenberg in Oesterreich, Mandl, ist wegen Steuerschulden in Höhe von 225.000 Mark ein Strafverfahren eingeleitet worden. Mandl war einst Waffenlieferant für die Heimwehr des Fürsten Starhemberg und machte später gute Geschäfte mit der spanischen Regierung.

Konrad Henlein, der Führer der Sudetendeutschen, die durch das Versailler Diktat der Tschechoslowakei einverleibt wurden, beging in seiner sudetendeutschen Heimatstadt Asch den 40. Geburtstag. — Auch in der sudetendeutschen Stadt Saaz erlauchten sich tschechische Polizeiorgane wüste Gummiknüppelattacken gegen deutsche Volksgenossen.

In Warschau wurden 200 Juden wegen kommunistischer Propaganda verhaftet. Hausdurchsuchungen führten zur Beschlagnahme zahlreicher Hetzmaterials.

Nach erfolgreichen Kämpfen sind die nationalspanischen Truppen jetzt im Besitz eines Küstenstreifens am Mittelmeer von 80 Kilometer Länge.

7. Mai. — Dr. Eckener weit zurzeit in Newyork, wo er mit massgebenden Stellen der nordamerikanischen Luftfahrt Verhandlungen über den Verkehr der Luftschiffe, besonders über die Lieferung von Heliumgas, führt. Wie erinnerlich, hatte sich das Kriegs- und Aussenministerium der USA wie auch Präsident Roosevelt selbst mit der Lieferung des Heliums einverstanden erklärt; plötzlich wurde die Einstellung des weiteren Verkaufs durch den Innenminister und einige deutschfeindlich eingestellte Kreise durchgesetzt, wobei „militärische Gründe“ bestimmend sein sollen.

Der ehemalige rumänische Ministerpräsident Octavian Goga, der sein Lebenswerk in der Schaffung eines jüdenreinen Staates sah und dessen kurze Regierungstätigkeit um die Jahreswende 1937—38 die Welt aufhorchen liess, ist im Alter von 57 Jahren an einem Schlaganfall gestorben.

England und Frankreich unternahmen durch ihre Botschafter in Prag bei der tschechoslowakischen Regierung Schritte, die bestimmte Vorschläge zur Lösung der sudetendeutschen Frage enthalten sollen. (?)

8. Mai. — Sämtliche sudetendeutschen Jugendverbände in der Tschechoslowakei schlossen sich in der Stadt Aussig zu einem gemeinsamen Jugendverband zusammen, der ein festes Programm hat und dessen Führer Kreuzberger das Leitwort herausgab: Ein Volk — eine Jugend — die deutsche Jugend.

9. Mai. — In England herrscht seit Monaten eine grosse Dürre, die in der Landwirtschaft einen Schaden von mehreren Millionen Pfund Sterling angerichtet hat.

In Genf begann die 101. Sitzung des Völkerbundsrates. Der schwerste Punkt der Tagesordnung ist die Anerkennung des italienischen Imperiums durch die Versammlung zu erreichen, da auch der Negus Haile Selassie mit einer abessinischen Abordnung vertreten sein wird und gegen besondere Abmachungen zwischen den Italienern und Engländern energisch protestieren will.

Nachdem schon seit längerer Zeit die Einfuhr aller deutschen Zeitungen nach der Tschechoslowakei untersagt worden war, wurden nunmehr auch alle Blätter aus der deutschen Ostmark in dieses Verbot eingeschlossen.

10. Mai. — Der starke Zustrom ausländischer Emigranten nach Paris wird dort bei der Polizeipräfektur als überhandnehmend empfunden. Nach einer Verordnung müssen sich alle nach dem 14. März zugereisten Ausländer innerhalb acht Tagen auf der Polizei melden, wenn sie nicht als unerwünschte Elemente abgeschoben werden wollen.

Bei einem Bergwerksunglück in der englischen Grafschaft Derbyshire kamen 77 Bergleute ums Leben, während 45 Mann noch unter Tag eingeschlossen sind.

Rotspanien ist auf der gegenwärtigen Genfer Tagung mit einer stättlichen Abordnung vertreten, die abermals einen „letzten Appell“ an das Gewissen der Demokraten richten wird. Die spanischen Anarchisten sind gegen die Entsendung der Abordnung gewesen und betonten, dass man das Geld dafür lieber an die hungernde Bevölkerung verteilen sollte.

12. Mai. — Die Zahl der Arbeitslosen im alten Reichsgebiet ist auf 423.000 gesunken und hat damit bereits den tiefsten Stand der Arbeitslosigkeit im Vorjahre um 56.000 unterschritten. In der Ostmark sind seit der Wiedervereinigung mit dem Reich 120.000 Menschen in Arbeit gebracht worden. Die Zahl der Arbeitslosen beträgt dort heute noch 460.000.

# Rückwanderung?

Daß ein europäisches Land seit mehr als einem Jahrhundert einen Strom von Auswanderern in ferne Kontinente ergießt, einen Strom, der bisweilen spärlicher wird, zu Zeiten dagegen wieder mächtig aufschwülmt, und daß dann eines Tages dieser Strom nicht nur versiegt, sondern in eine rückläufige Bewegung gerät, das ist etwas in der Geschichte des Auswanderertums so Unerhörtes, daß es nur durch eine Tatsache erklärt werden kann: Im Ursprungsland des Stromes muß etwas Neues und Entscheidendes geschehen sein. Wir wissen, warum einst Ausgewanderte heute nach Deutschland zurückfluten. Deutschland ist nicht nur schöner und größer geworden, seit wir es verließen, es braucht nicht nur jeden Deutschen, der arbeiten kann und will, es bietet nicht nur jedem, was er zum Leben nötig hat, sondern es hat auch wieder einen Sinn, drüben zu leben, und das ist das eigentlich Entscheidende.

Neben Sorgen um das tägliche Brot, neben Abenteuer- und Wanderlust, ist es doch wohl die innere Sinnlosigkeit des Lebens im Nachkriegsdeutschland gewesen, die manchen bewog, die Heimat zu verlassen, ohne daß er sich über diesen letzten Beweggrund immer klar war. Aber heute befindet er sich. Ist sein Dasein in einem fremden Lande dem irgendwie sinnvoller, in einem Lande mit einem anderen Volkstum, in dem er sich, trotz der besten Absichten von beiden Seiten, stets fremd fühlen wird? Will er sich selbst, seine Frau, seine Kinder in diesem fremden Volkstum allmählich aufsaehen sehen? Und hat er denn wirklich — als kümmerlichen Ersatz für die Sinnlosigkeit der eigenen Existenz — jenen Besitz zusammenge-scharrt, von dem er einst träumte? Und hat sich die Heimat, die er einst ohne großes Bedauern verließ, nicht so sehr gewandelt, daß er sie kaum wieder erkennt?

So entsteht und wächst in ihm der Wunsch heimzukehren. Aber es kommen auch schwere Bedenken. Wer sonst in die Ferne fuhr, etwa nach Amerika, und dann nach Jahren oder Jahrzehnten in die Heimat zurückkam, der war „etwas geworden“, wie es so schön hieß; mit anderen Worten, er kehrte mit vollen Taschen heim und setzte sich — der alte Traum — in Deutschland zur Ruhe. So war es früher; aber auch heute noch spuken ähnliche Vorstellungen in manchen Köpfen. Mit leeren Händen zurück in die Heimat fahren, womöglich noch im Rückwandererheim wohnen und warten, bis man zur Arbeit aufgeufen wird, das ist noch heute für manchen ein unheimlicher Gedanke; denn die wenigen Groschen, die er sich in mühseliger Arbeit hat erspart, können, sie reichen kaum aus für die billigste Passage nach drüben. So bleibt er lieber und arbeitet weiter im fremden Lande, und das, was sich Leben nennt, erschöpft sich im Ringen um das tägliche Brot.

Nun, wer so denkt und sich dabei nicht selbst überwindet, der soll in Gottes Namen bleiben, wo er ist. Denn ihm ist auch heute noch nicht aufgegängen, daß sich in Deutschland so einige Dinge verändert haben, unter anderem auch mancherlei Vorstellungen aus vergangenen Tagen. Es gilt nicht mehr als Schande, nichts zu besitzen an Geldeswert, wenn nur etwas anderes vorhanden ist: Arbeitswille und Arbeitskraft, und die Bereitschaft, sich als Glied des Ganzen zu fühlen.

Spricht man unter uns Reichsdeutschen über Rückwanderung, so hört man des öfteren folgende Meinung: Wem es unter uns nur gelungen ist, sich schlecht und recht über Wasser zu halten, der soll ruhig zurückwandern. Materiell wird es ihm drüben nicht schlechter gehen, ideell dagegen sehr viel besser. Anders dagegen steht es mit denen, die es in der Fremde zu etwas gebracht haben. Sie sollen halten, was sie haben, denn daß es ihnen in der Heimat wirtschaftlich ebenso gut gehen wird, daß sie dort den gleichen Grad vor

Selbständigkeit haben werden, ist mindestens zweifelhaft.

Sie scheinen recht einleuchtend zu sein, diese Gedankengänge. Und doch, ist nicht in beiden Fällen die Grundlage dieselbe, nämlich eine rein materialistische Betrachtungsweise der Dinge? Was bei dem Besessenen, der, eben weil er besessenes ist, nicht in die Heimat zurückfahren mag, als eine Art von negativen Materialismus erscheint, ist bei dem Erfolgreichen ein deutlich positiver Materialismus. vorausgesetzt natürlich immer, daß er nicht wirkliche deutsche Belange im Ausland zu vertreten hat, sondern daß es im Grunde doch nur die eigenen Belange sind, die er vertritt. Müßte er nicht ganz besonders sein Können, seine Erfahrung der Heimat zur Verfügung stellen, selbst wenn er nun vielleicht nicht mehr der Leiter ist, sondern einer unter mehreren, selbst wenn er nicht mehr ganz so unabhängig arbeiten kann, wie einst draußen und auf gewisse äußere Annehmlichkeiten verzichten muß? Gibt ihm denn wirklich Deutschland nichts, was weit mehr ist als ein bloßer Ausgleich für diese Dinge?

Und noch etwas anderes ist da, was Rückwanderer und solche, die es werden wollen, mit bangem Zweifel erfüllt, die Frage nämlich: Werde ich mich drüben auch wieder einleben können? Mangelhaft warten sie auf Mitteilungen von solchen, die bereits in die Heimat zurückgefahren, eifrig und genau studieren sie die Briefe, und wenn sie aus irgend einem Sahe herausdeuten können, daß nicht alles so ganz glatt gegangen ist, dann wird es ihnen schwer, ein Gefühl innerer Genug-tuung zu unterdrücken — denn sie haben es sich ja gleich gedacht! Wie das verliebte Gretchen zupfen sie an ihrem Wämchen mit der bangen Frage: Soll ich? Soll ich nicht? Fast könnte man denken, daß für diese besorgten Gemüter der Umbau des Reiches in den letzten fünf Jahren nur so etwas wie ein Schauspiel war, das vor ihren Augen vorbeiging, das sie zwar mit Interesse und Sympathie genau beobachteten — oft hatten sie ja Parkettplätze —, in dem aber wirklich mitzuspielen sie sich nicht recht trauen.

Da spricht man dann von der Kleinheit der Heimat und der vermeintlichen Enge. Man ist in fernen Ländern die großen Räume gewohnt gewesen, den weiten Horizont, und vergißt dabei ganz, daß große Räume sehr leer sein können und daß sich ein weiter Horizont doch wohl nicht nur auf den Raum bezieht. Man fürchtet sich vor Einordnung und Unterordnung und vor Eingriffen in das, was man persönliche Freiheit nennt, und hat doch von der Ferne aus immer für Ordnung und Disziplin geschwärmt. Ja, man hat selbst Angst vor dem Klima, vor dem Winter, und dabei völlig vergessen, wie heilsam die Einschnitte der Jahreszeiten für den Menschen sind, und wie das Zusammenrücken im Winter die Menschen einander näher bringt.

Alle diese Sorgen, und auch andere, die vielleicht einen Schein der Berechtigung an sich tragen, sie verschwinden vor dem einen: Ich will zurück in die Heimat! Menschen, für die das Denken an die Heimat eine gefühlvolle Sonntags-nachmittagsbeschäftigung ist, die unklar veresentimentalisieren, was deutlich und wirklich und zuweilen wohl auch hart ist, für die ist das Neue Deutschland kaum der rechte Platz, mögen sie auch sonst ganz brave Zeitgenossen sein, denn sie werden immer alles anders finden, als sie es sich gedacht haben. Menschen dagegen, bei denen der Wille, wieder in Deutschland zu leben und zu arbeiten, alles übrige beherrscht, die werden auch mit allen den vielen Bedenlichkeiten fertig, und dieser Wille wird ihnen helfen, Enttäuschungen, die niemals ausbleiben, mit Fassung und Gleichmut zu tragen. Gustav Heine.

## Die Pläne

# der bolschewistischen Weltrevolution

## Nach Oesterreich - die römischen Abmachungen „Eine Niederlage Litwinow - Finkelsteins“

Ud. — Die sowjetbolschewistische Aussenpolitik ist in eine Periode der Niederlagen eingetreten, die auf die Stellung des Kreml, als des Auftraggebers des Genossen Litwinow-Finkelstein, im internationalen Konzert der Mächte katastrophale Auswirkungen zeitigt haben. Noch vor Jahresfrist konnte der Beauftragte Stalins in Genf, Paris und London mit seinen Ideen der „kollektiven Sicherheit“ und des „unteilbaren Friedens“ hausieren gehen und überall willige Ohren finden. Nichts bringt aber die Wandlung, die hier eingetreten ist, besser zum Bewusstsein, als die Tatsache, dass die Ereignisse des letzten Monats sich in aller Ruhe und zielgerecht vollzogen haben, obwohl die Moskauer, Apostel des Weltumsturzes noch vor nicht langer Zeit jedes einzelne dieser Er-

eignisse als Vorstufe zum neuen Weltbrand bezeichnet und jeweils einen neuen Sturm zu entfesseln trachteten, der ihre Saat zum Reifen bringen sollte. Nichts ist von diesem agitatorischen Aufwand übrig geblieben als die bittere Erfahrung in Moskau, dass die Welt ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen beginnt, ohne dass es Mord und Totschlag gibt, ja — was noch blamabler ist — ohne dass Moskau zuvor um seine Meinung befragt wird.

Man braucht heute nur an das Geschrei zu denken, das die Moskauer Presse und Finkelstein persönlich um Oesterreich erhoben haben, um die Größe der Moskauer Schlappe zu ermessen. Der letzte Versuch Finkelsteins, sich durch seinen Appell an die „anderen grossen Demokratien“ in die

Deutsche Schule Santo André

Zu dem am

14. Mai, 8 Uhr abends

stattfindenden

# Schulfest

allen unseren

Freunden und Gönnern

ein herzliches „Willkommen!“

Der Vorstand.

# Auf Haifischjagd in Westindien

Von Hermann Trojaner, S. Paulo

Bücher und Berichte von Westindien und Haifischen tragen ohne viel Phantasie eine Hülle der Abenteuerromantik. Wie könnte man auch von Erlebnissen im Karibischen Meer schreiben, ohne den grössten und gefährlichsten Räuber unter den Bewohnern dieser hochtropischen Gewässer zu nennen! Doch besteht zwischen den Erzählungen eines weltbummelnden Reiseschriftstellers und den ausgezeichneten Erlebnissen eines echten Kieler Jungen ein deutlicher Unterschied. Reiseschriftsteller haben nicht immer mit eigenen Händen Tigerhaie harpuniert und ihnen die Haut abgezogen — aber Hermann Trojaner, in dessen Blut von den Generationen seiner norddeutschen Ahnen her Wetter, Wind und Meeresweite ihre Spuren hinterlassen haben, der tat es und er will sich weiter auf einem Gebiet betätigen, das aller Beachtung wert ist. Er hat als Seemann seine besonderen Erfahrungen mit Haifischen gemacht und reichhaltige interessante Manuskripte für ein Buch zusammengetragen, das er „Orkanflaggen über den Bahamas“ nennen wird. Wir hoffen, dass ihm die Ausgabe seines Buches gelingt, denn es dürfte nicht zuletzt auch wichtige volkswirtschaftliche Fragen anschnitten. Hermann Trojaner, der übrigens zurzeit in São Paulo lebt und arbeitet und in den Feierabendstunden seine Erlebnisse aus den Jahren 1935 und 1936 aufzeichnet, hat als guter deutscher Kamerad den nachstehenden Beitrag für den „Deutschen Morgen“ geschrieben und uns auch die Foto-Originale zur Verfügung gestellt. Gewiss wird er späterhin noch Gelegenheit finden — vielleicht nach erneuten Westindien-Reisen — unseren Lesern zu berichten, was man erleben kann, wenn man zwischen 25 und 30 Jahren über die Meere segelt.

Ueber Walfischfänger ist schon sehr viel berichtet worden, aber selten und nur wenig hörte man etwas über die Haifischfänger. Gerade in unserer Zeit rüsten sich verschiedene Nationen, um diesen wertvollen Hai zu erlegen. Eine neue Industrie wird eröffnet, denn es ist inzwischen Tatsache geworden, dass der Hai restlos verarbeitet werden kann.

Da haben wir zuerst die Haut, die ganz hochwertiges Leder ergibt. Das Gebiss sowie die Zähne sind ebenfalls wertvoll. Aus dem Rückenwirbel macht man Handstöcke und Serviettenringe. Die Leber liefert Oel, welches sogar zu medizinischen Zwecken verwendet werden kann. Die Rücken-, Seiten- und Schwanzflossen ergeben eine ausgezeichnete delikate Kraftsuppe. Das Fleisch im allgemeinen wird ebenfalls zu verschiedenen Zwecken verwendet. Gemahlen als Fischmehl dient es zu Futterzwecken. Ja, die moderne Industrie ist heute schon soweit, dass aus Fischeiweiss wollartiger Stoff für Kleider hergestellt wird, die warm und verschleissfest sein sollen.

Unter den verschiedenen Arten von Haien sind folgende, die am meisten gefangen werden: der Tigerhai, der Hammerhai, der Dorsyhai, der grüne Hai, der Sandhai, der gelbe oder Sonnenhai, der blaue Hai und der Nursehai. Der Nursehai ist der einzige, der sich von seinen Kollegen besonders unterscheidet. Seine Hautfarbe ist hell bis dunkelbraun und ausserdem ist er auch der einzige Hai, welcher sich durch Eier fortpflanzt, während die anderen Haie lebende Junge gebären, ausserdem ist er lange nicht so schnell als seine Stammesgenossen und darum auch sehr leicht zu harpunieren.

Ein grosser, ausgewachsener Hai bringt 25—65 Junge zur Welt, die sich in der ersten Zeit von dem nahen, was die Mutter wieder ausspuckt, nach kurzer Zeit aber schon selbständig auf Raub ausgehen.

In seichteren Gewässern werden die Haie harpuniert oder mit Haken und Leine gefangen, in tieferen Gewässern werden die Hainetze gesetzt, das sind lange, grossmaschige Stelnetze.

Die drei grössten, bis heute eingerichteten Haifangstationen befinden sich in Australien, Key West (Südspitze von Florida) und in Nassau (Hauptstadt der Bahama-Inseln). Von letzterer soll jetzt ein kleines von den vielen Erlebnissen erzählt werden.

„Sandy Point“ auf Abaco Island ist ein

kleines Fischerdorf, welches wir als Ausgangspunkt für unsere Haifischfänger benutzten. Sandy Point, das bedeutet Sandige Spitze, streckte sich weit in das Meer hinaus, und zwischen den hohen Kokosbäumen lagen, schön verteilt, die nicht allzu grossen, aber hübschen Wohnungen der Eingeborenen. Kleine Boote schaukelten vor dem Strande, dessen weisser Sand in der Morgensonne gleiste, glänzte und glitzerte wie Firnschnee. Von der Spitze der Insel blickte man auf die zwischen hohen Sandbänken eingeschlossenen Segel der vor Anker liegenden Schiffe.

Eine herrliche Aussicht hatte man von dieser Inselspitze. Rechts sah man über den Shallow-Banks den Man of War-Bush „Tow Sister“ und die „Tony Cay“, welche beliebte Fangplätze für die Hammerfischer waren. Links von der Spitze konnte man herüber sehen bis nach Rocky-Point, mit seinen drei Meilen vorgelagerten Sandbänken und

ergriff die Harpune. Voraus zogen zwei prächtige, zehn Fuss lange Nurse-Haie, nur 50 Meter vom Boot, ihre gemächlichen Kreise und Schleifen. Das Jagdfieber hatte uns ergriffen. Eigentlich waren wir ja auf Stingarays ausgezogen, aber hier winkte uns bessere Beute. So etwas liess man sich nicht entgehen. Etwas mehr links, Ralf, noch etwas, alright! Ständig so! Jetzt stand ich ganz vorne im Boot, mit den Knien mir Halt schaffend. Die Leinen waren in Ordnung und die Harpune fertig zum Wurf in meiner Rechten. Ralf führte das Boot, wie ich es gebrauchte. Immer näher kamen wir heran, fast dicht vor unserem Boot machten die Haie eine Wendung nach rechts. Sie waren gar nicht aus ihrer Ruhe zu bringen. Mit doppelter Kraft legte Ralf sich jetzt in die Riemen. Jetzt nur noch 6 Meter, 5 — 4 — 3 — 2. Eine ganze Wendung nach links machte der Hai. Jetzt aber! Besser könnte er es uns gar nicht machen, da sauste ihm



Ein grosser weiblicher Tigerhai, der auf den Salt Key Banks harpuniert wurde. Der Nachwuchs ist von den Haifischjägern besonders herausgelegt worden, um seine Dickhaut zu zeigen.

seinen ewig rollenden Brandungen, denn von Rocky-Point aus erreichte das Wasser gleich Ozeantiefe. Voraus konnte man bei klarem Wetter die 8 Meilen entfernten „Gorda Cays“, die auch heute wieder das Ziel unserer Fahrt bilden sollten, sehen.

Unter vollen Segeln hatten unsere zwei Segler, „Isurus“ und „New Ivy“, nach kaum anderthalb Stunden Fahrt die Cays erreicht, wo wir unsere Anker warfen. Die Beiboote wurden ausgesetzt und zu je zwei Mann im Boot ging es los auf „Stingarays“-Jagd, das sind grosse Fische, die es hier genügend gab, und die in Stücke geschnitten und ins Netz gebunden uns als Haifischköder dienten.

Wie gewöhnlich hatte ich mich über den Bootsrand gelegt und bewunderte mit dem Wasserglas den märchenhaft schönen Meeresgrund: Schneeweisser Boden, den Schwärme bunter Seesterne und glitzernder Muscheln belebten, wechselte ab mit buntschimmerndem Felsgestein, auf dem farbenprächtige Seealgewächse wucherten.

Hier und da streifte ein beutesuchender Rockfisch darüber hinweg und Hunderte von kleinen Fischen flohen dann und versuchten sich in dem Pflanzengewirr zu verstecken. Krebse und Hummern glitten mit erhabener Ruhe über den Boden, während die prächtigen, glänzenden Blaufische das Bild der Tiefe noch mehr verschönten.

Ein Rock wurde noch passiert, über dem Wasser kahl, ausgehöhlt und rissig, war er unter dem Wasserspiegel von einem Mantel schönster Seeblumen umgeben.

„Achtung, Mister, Hai!“ rief mir Ralf zu, der das Boot führte, und sofort legte ich das Wasserglas in das Boot zurück und

auch schon die Harpune in den Schädel.

Hoch auf peitschte das Wasser. Ralf zog den Riemen ein und half mir die Harpunenleine abzubremsen, die jetzt mit ungeheurer Geschwindigkeit von der Rolle abließ. Wie rasend zog der Hai unser leichtes Ding kreuz und quer durch das Wasser. Nach zehn Minuten schon liess er merklich nach und ein dunkelroter Streifen Blut färbte das Wasser. Wir zogen ihn näher heran, das wilde Aufpeitschen nützte ihm nichts mehr, er kam näher, ganz nahe am Boot versuchte er nochmals sich zu befreien, aber wuchtige Keulenschläge sausten auf seinen Schädel. Die Kiemen wurden ihm durchgeschnitten und dann konnten wir ihn in das Boot ziehen. Der war erledigt.

Der andere Hai hatte Reissaus genommen, aber nicht für lange, da zeigte er sich schon wieder. Wir hatten es jetzt schwerer, mit dem beladenen Dingy an den Hai heranzukommen, immerhin versuchten wir es. Der andere Hai aber suchte seinen Partner, den er bei unserem Boot witterte und einen grösseren Gefallen konnte er uns gar nicht tun, da er von selbst immer näher und näher kam. Immer näher zog er seine Schleifen, bis auch ihm die tödliche Harpune im Nacken sass. Nach kurzem Kampf lag auch er im Boot.

Wir waren aber mit diesen zwei Haien derart beladen, dass es ziemlich gewagt war, wenn wir nicht kentern wollten, zu unserem Segler zurückzukehren; deshalb fuhren wir an den nahen Strand, wo wir sogleich anfangen, die beiden Haie abzuhäuten. Die Kadaver warfen wir in eine Sandgrube, aber kaum fertig damit, sahen wir, wie hundert Meter vor uns ein Stingaray sich dem Strande näherte. Schnell ergriffen wir die Harpune und jagten am Strande längs. Gleichzeitig warfen wir ihm die Spitze ins Fleisch. Besser konnten wir es heute gar nicht haben. Von soviel Glück begünstigt, kehrten wir mit unseren zwei wertvollen Häuten und dem Stingaray zu unserem Segler zurück. Mit riesigem Appetit stürzten wir uns über unser Mittagmahl.

Aber auch die anderen Boote hatten Stingarays in ausgiebiger Menge mitgebracht. So wurden dieselben dann am Nachmittag in 4—5 Kilo grosse Stücke geschnitten und im Abstand von zwei Metern in die Netze gebunden. Nachdem auch dies alles geschehen war, fuhren wir gemeinsam aus, um die Netze zu setzen. Die günstigsten Plätze wurden dafür mit dem Wasserglas ausgesucht.

Die Netze sind stark und grossmaschig, 100 bis 120 Meter lang und 6 Meter hoch. Unten läuft eine Bleileine durch und oben eine Korkleine, so steht das Netz aufrecht im Wasser. An jedem Ende ist ein Anker befestigt, der dem Netz den notwendigen Halt gibt. Vom Anker geht wieder eine Leine zu der über Wasser schwimmenden Korkboje, damit wir wissen, wo sich das Netz befindet und auch den Anker wieder vom Boden brechen können. Wenn wir am nächsten Morgen die Netze hochziehen, haben sich schon viele Haie derart verwickelt, dass sie sich zu Tode schnürten. Manche sind aber

noch springelnd, die uns dann gewaltige Arbeit machen, bis wir sie überwältigt haben. Ganz ohne Gefahren ist aber diese Arbeit durchaus nicht. Es passierte uns einmal ein tragischer Vorfall, der noch glatt abließ...

Eines Morgens waren wir ausgefahren, um wie gewöhnlich unsere Netze einzuholen. Zwei Netze hatten wir schon hoch, in denen sich gute Beute befand, als ich durch das Wasserglas bemerkte, dass im dritten Netz, das wir gerade hochziehen wollten, sich ein Dorsy-Ehepaar verfangen hatte und nun gerade gewaltige Anstrengungen machte, um frei zu kommen. Der eine Netzanker hatte sich schon gelöst. Doch da sich der grössere der Haie nur mit der Schwanzflosse verfangen hatte, war ihm Bewegungsfreiheit gegeben; er tobte nun wie ein angeschossener Eber. Sein Weibchen war nicht minder aufgeregt, doch hatte sie sich schon zu stark verwickelt. Das Männchen hingegen riss das Netz mit sich bald hierhin und bald dorthin. Ich rief Ralf zu, schnell unsere Anker zu werfen, damit wenigstens unser Segler festlag, dann gingen alle Mann an die Leinen.

Je höher das Netz kam, desto gewaltiger wurden die Anstrengungen unserer Gefangenen und es kostete nicht wenig Schweiß, das Netz zu halten. Jetzt schoss der Hai nach oben und schon sass die von Swetys sicherer Hand geworfene Harpune dicht hinter dem Kopf des Fisches. Die Harpunenleine wurde nun ebenfalls angezogen und gleichzeitig mit dem Netz kam auch der Hai näher heran. Hans warf jetzt den Haifischhaken in den geöffneten Rachen des tobenden Tieres.

Im gleichen Augenblick hatte sich aber der Hai mit der Schwanzflosse aus dem Netz befreit. Verletzt und gereizt, wie er war, schoss er jetzt dicht vor dem Boote in die Tiefe. Hans hatte sich die kurze Leine, an der der Haifischhaken befestigt war, einmal ums Handgelenk gewickelt, um besser ziehen zu können, und war natürlich auf eine solche Wendung der Dinge nicht gefasst. Die Leine spannte sich so schnell und plötzlich, dass mein lieber Freund mit einem hohen Salto über den Haifisch ins Wasser flog.

Im Begriff, Hans beizuspringen, stolperte ich über die ablaufende Harpunenleine und schlug mit dem Schienbein derartig gegen die Bootkante, dass mir für Sekunden schwarz vor den Augen wurde. Meine Schmerzen wurden nur dadurch unterdrückt, dass ich gezwungen war, laut aufzulachen, als ich den Gesichtsausdruck meines Fremdes bemerkte, wie er aus dem Wasser auftauchte. Die Geschwindigkeit, mit der er auf unser Boot zuflog, konnte man bestimmt nicht mehr als Schwimmen bezeichnen.



Ein achtjähriger Junge in einem aufgeklappten Haifischgebiß sitzend, was beweist, über welche Schmähmöglichkeiten diese Mörder unter den Fischen verfügen.

„Mensch!“ rief ich in heller Begeisterung und Bewunderung, „du hast ja einen neuen Weltrekord aufgestellt. Versuch es doch noch einmal, du wölstest den Hai wohl noch am Schwanz festhalten.“

„Quatsch nicht!“ fuhr er mich an, „was meinst du, wie mir der Schreck durch die Glieder gefahren ist. Ich musste nur immer an den Arm denken, den wir kürzlich in solch einem Biest gefunden hatten.“

„Steh doch nicht da wie ein Oelgötze, Ralf!“ schrie er den unschuldigen Jungen auch noch an. „Hole eine Flasche Rum rauf! Bremse die Harpunenleine ab, Tom, damit der Hai uns nicht noch entgeht!“ So wettet er los und machte seinem ausgestandenen Schrecken Luft, bis er meine Bescherung mit dem Schienbein sah. Sofort war sein Zorn verraucht, er half mir behutsam auf den Kabinenrand und legte einen nassen Lappen auf das Bein. So beobachtete ich von dort aus den Rest des noch glimpflich abgelaufenen Fanges.

Unser Ausreisser wurde näher gezogen und mehr aus Wut als aus Vorsicht schleuderte ihn Hans die nächste Harpune in den Rücken. Er zog ihn vollends heran, nahm dann eine Keule und schlug ihm mit solch barbarischer Gewalt auf den Schädel, dass wir deutlich die Knochen krachen hörten. Der Hai aber nahm keine Notiz mehr davon, er gab kein Lebenszeichen mehr von sich.



Hermann Trojaner (ganz links), der Verfasser dieses Aufsatzes, mit seinen beiden Kameraden im Juni 1936 auf Ca-Island (British-West-Indien). Der erbeutete Tigerhai vor den Männern wiegt die Kleinigkeit von etwa 13 Zentnern.

# DIE BILDER DER WOCHE



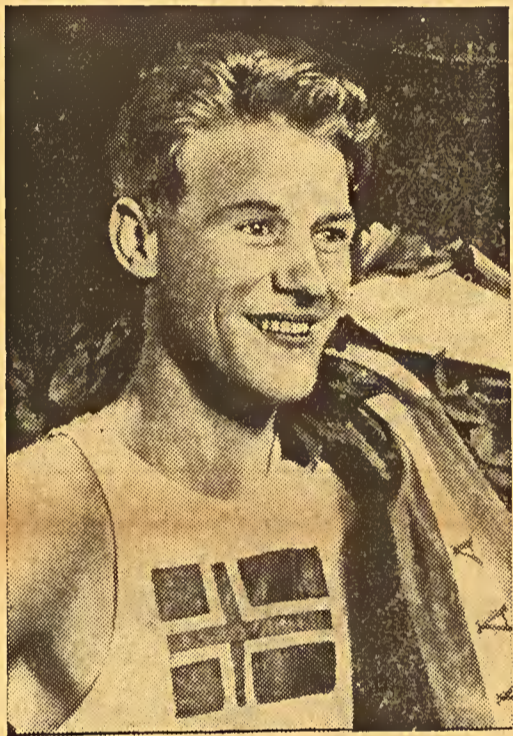
Albaniens junge Königin. — Die Gattin des Königs Achmed Zogu von Albanien, geb. Gräfin Apponyi. Am 27. April fand in Tirana die Hochzeit statt.



Einer der verwegenen Seefahrer, die es jemals gab. — In diesen Wochen fährt sich zum zehnten Male die kühne Tat des deutschen Seeoffiziers Franz Romer, der in einem gewöhnlichen Faltboot, das sich von den Fahrzeugen gleicher Art eigentlich nur durch seine grössere Länge unterscheidet, den Atlantischen Ozean überquerte, um am 30. Juli an der Antilleninsel St. Thomas an der südamerikanischen Küste zu landen. Das Unwahrscheinliche war gelungen. 3800 Seemeilen, das sind 7000 Kilometer, wurden mit einem „Gummikreuzer“ zurückgelegt. Der letzte Triumph aber blieb Romer versagt. Als er an der amerikanischen Küste entlangfuhr, um sein Ziel, Newyork, zu erreichen, wurde er von einem Tornado überrascht. Man hat nie wieder etwas von Franz Romer und seinem Faltboot gehört. Aber seine Wikingerfahrt gilt heute noch als eine der tollkühnsten Unternehmungen



Mechanische Zugsperrung — eine erfolgreiche deutsche Erfindung. — In dem Bestreben, die Sicherheit des Eisenbahnverkehrs so gross wie möglich zu machen, hat der deutsche Ingenieur Kofler (Berlin) eine mechanische Zugsperrvorrichtung herausgebracht, die auch den heutigen hohen Geschwindigkeiten gewachsen ist. Das Kofler-System ist ein im Aufbau klares und einfaches Hochübertragungssystem und wird in die vorhandenen Signaleinrichtungen ohne wesentliche Veränderungen der Anlagen eingebaut.



Charles Hoff zum Trainer in Deutschland verpflichtet. — Der Norweger Charles Hoff, Europas bester Stabhochspringer, ist von der Reichssportführung zum Trainer für die deutschen Stabhochspringer verpflichtet worden. Er nahm bereits am 1. Mai seine Tätigkeit auf.



Die Hochzeit in Tirana. — Unter Anteilnahme der gesamten Bevölkerung fand die Trauung des albanischen Königs Zogu I. mit der ungarischen Gräfin Apponyi statt. — Das Königspaar während der Trauung. Links: Der italienische Aussenminister Graf Ciano.



Staatssekretär Keppler Reichsbeauftragter für Oesterreich. — Der Führer und Reichskanzler hat den Präsidenten der Reichsstelle für Bodenforschung, Wilhelm Keppler, zum Staatssekretär zur besonderen Verwendung im Auswärtigen Amt ernannt. Ferner wurde Keppler durch den Reichsminister des Innern und den Beauftragten für den Vierjahresplan zum Reichsbeauftragten für Oesterreich mit dem Sitz in Wien ernannt.



Die Deutsche Arbeitsfront erhielt den Olympischen Pokal. — Das Internationale Olympische Komitee hat auf dem Kongress in Kairo den Olympischen Pokal für das Jahr 1938 der Deutschen Arbeitsfront für ihre hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Freizeitgestaltung durch die NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ zuerkannt. Der vom verstorbenen Ehrenpräsidenten des IOK, Pierre Baron de Coubertin, im Jahre 1906 gestiftete Pokal wird alljährlich an einen Sportverein oder Sportverband vergeben, der sich auf dem Gebiete der Jugenderziehung besonders hervorgetan hat. Deutschland erhielt den Olympischen Pokal bereits zum dritten Male.

### Sozialismus der Tat.

In vier Wintern hat das deutsche Volk freiwillig dem Winterhilfswerk nahezu 1 1/2 Milliarden Reichsmark gespendet, und das Winterhilfswerk 1937/38 wird weiter rund 420 Millionen Reichsmark erbringen. Aus freiwilligen Groschenpenden des deutschen Volkes ist so schon in vier Wintern die Summe aufgebracht worden, die Frankreich in einem Jahre für die Aufrüstung ausgibt. Der Segen dieser Opferbereitschaft des deutschen Volkes zeigt sich insbesondere jetzt bei dem Anschluß Oesterreichs, wo es möglich ist, dem notleidenden Volke große Mengen an Lebensmitteln und lebenswichtigen Gütern aus dem Aufkommen des Winterhilfswerkes unmittelbar nach dem Vollzug des An-



schlusses zur Verfügung zu stellen. Einer hilft dem anderen, alle fühlen sich eins in der Volksgemeinschaft.

### Die Leitung des Reichsarbeitsdienstes

Durch die Einführung der Arbeitsdienstpflicht wurde erst die Möglichkeit geschaffen, überall im Reich die Arbeiten durchzuführen, durch die die Ernährungsbasis des deutschen Volkes verbreitert wird. Daneben wurde durch Flußregulierungen und Bodenverbesserungen dafür gesorgt, daß nicht mehr weite Gebiete vom Hochwasser überflutet werden. Auch die Flußbereinigung, die vielfach vom Arbeitsdienst durchgeführt wird, ermöglicht eine intensivere Bewirtschaftung des Bodens. Das Bild zeigt, wie sich die Arbeitsvorhaben auf die einzelnen Reichsgebiete verteilen. Bald wird der Reichsarbeitsdienst nun auch in Oesterreich eingesetzt werden, um auch dort neue

### Großarbeiten des Reichsarbeitsdienstes



Nährflächen des deutschen Volkes mit Nahrungsmitteln zu schaffen.



Plaketten für den Führerbesuch in Italien. — Anlässlich des Führerbesuches gelangten in Italien diese Abzeichen zur Verteilung.

# DIE BILDER DER WOCHE



Vorführung von Modell-Segelbooten in Berlin. — Im Volkspark Mariendorf hat die Stadt Berlin einen grossen Teich angelegt, der der Grosstadtjugend zur Erprobung der von ihr gebauten Modell-Segelboote dient. Am 24. April wurde dort die erste Regatta ausgetragen. — Unser Bild zeigt einen Berliner Jungen, der an seinem Modell die letzten Vorbereitungen trifft.



Die Tornister werden jetzt gefahren. — Eine von unseren Infanteristen freudig begrüßte Neuerung wurde auf Befehl des Oberkommandos der Wehrmacht vom 1. Mai d. J. an eingeführt: Der Tornister des zu Fuss marschierenden Schützen wird sowohl bei Märschen als auch beim Gefechtsdienst auf dem Stahlfeldwagen verladen und mitgeführt. — Hier sieht man einen der neuen Stahlfeldwagen, die bei einzelnen Divisionen des Heeres bereits versuchsweise eingeführt worden waren. Sie sind, um eine verstärkte Bespannung zu ersparen, mit Gummibereifung versehen und nehmen ausser den Tornistern von 35 bis 40 Schützen noch die Munition sowie die leichten Maschinengewehre auf. Oben: Ausser Bewaffnung, Schanzzeug, Brotbeutel und Feldflasche tragen die Schützen nur noch die für das Gefecht unbedingt notwendigen Ausrüstungsgegenstände in Form eines Marschgepäcks bei sich.



Reichsaussenminister von Ribbentrop 45 Jahre alt. — Am 30. April beging Reichsaussenminister von Ribbentrop seinen 45. Geburtstag. — Unsere Aufnahme zeigt ihn mit seinen beiden Kindern.



Aus dem schönen Deutschösterreich. — Tiroler in ihren schönen Landestrachten.



In Mannheim wurde die Rheinland-Befreiungsglocke geweiht. — Im Rahmen einer eindrucksvollen Feier weihte Oberbürgermeister Renninger die für das Mannheimer Rathaus bestimmte Glocke der deutschen Wehrfreiheit. Die Glocke, die eine Höhe von 1,28 Meter hat und aus Glockenbronze besteht, trägt folgende friesähnliche Inschrift: Am 7. März zogen die deutschen Truppen in Mannheim ein: Ich künde des Führers grosse Tat: Die Wehrfreiheit am Rhein!



Zum Staatsbesuch des Führers in Italien. — Rom, die Siebenhügelstadt.



Die WHW-Reiterin Friedel Schumann. — Wie im Vorjahre unternahm Frau Friedel Schumann mit ihrem Pferd „Bubi“ auch in diesem Jahre während des Winters wieder einen Ritt durch die deutschen Gauen, diesmal nach Ostpreussen, Pommern und in die Mark. Sie sammelte auf diesem Werberitt mehr als 160.000 Reichsmark zugunsten des deutschen Winterhilfswerks. Vor dem Gebäude der Reichsleitung des WHW wird Frau Friedel Schumann von dem Reichshauptstellenleiter Nickoll nach ihrer Rückkehr in Berlin begrüßt.



Am 1. Mai, dem nationalen Feiertag des deutschen Volkes, empfing der Führer und Reichskanzler die Sieger des Reichsberufswettkampfes, um sie zu ihren Leistungen zu beglückwünschen. — Unser Bild zeigt den „jüngsten“ Sieger im Reichsberufswettkampf im Gespräch mit Adolf Hitler, der dem Pimpf mit Interesse zuhört.



Die „Ausgesteuerten“ bekommen wieder Unterstützung und Arbeit. — Die „Ausgesteuerten“ in Oesterreich standen ohne Arbeit und ohne jede Unterstützung im Regime Schuschnigg vor dem Nichts. Jetzt kommen diese armen Menschen wieder in Arbeit und Lohn. — Unser Bild zeigt einen Blick in das Meldeamt für die „Ausgesteuerten“.

# Demokratie und leere Wiegen

Es muss doch zu denken geben, dass in den Staaten, die sich unermüdet als die Hüter der Demokratie bezeichnen, der Volksschwund besonders bedrohlich in Erscheinung tritt. Ist das Zufall oder liegt es im Wesen der Demokratie von heute, der gesunden Entwicklung eines Volkes abträglich zu sein?

Das Kennzeichen der modernen Demokratie ist nicht die Volksherrschaft, wie sie bei den altgriechischen Demokratien bestand, sondern die Herrschaft der Parteien, die vor allem ihr eigenes Wohl im Auge haben und danach ihre Politik einzurichten bestrebt sind. Gegängelt aber werden die Parteien von den grossen Interessentengruppen. Wir haben das ja alle bis 1933 am eigenen Leibe erlebt und wissen Bescheid.

Um dem Volksschwund, der sich in allen Kulturstaaten mehr oder weniger bedrohlich ankündigt, zu begegnen, gehört aber eine einheitliche und über die Gegenwart hinausreichende Bevölkerungspolitik dazu, die auch den Mut aufbringt, unpopulär zu sein, wenn es die Lage erfordert. Eine Partei-herrschaft, die Wählerfang treiben muss, muss aber der Gegenwart mit greifbaren Urteilen für den einzelnen dienen; der Wähler fragt nicht nach der Erhaltung der Art und dem Volksbestand in hundert Jahren, er will für sich etwas haben. Deshalb fehlen den sogenannten demokratischen Staaten die Voraussetzungen für eine grosszügige weitschauende Bevölkerungspolitik, auch sind sie nicht in der Lage, auf die Gesinnung und Haltung ihrer Staatsbürger entsprechend einzuwirken.

In England mehren sich die warnenden Stimmen, die auf die leeren Wiegen im Lande hinweisen. Man hat sich im Unterhaus mit dieser Frage eingehend beschäftigt, als die Regierung einen Gesetzentwurf für bevölkerungsstatistische Erhebungen einbrachte. Darüber erhob sich bei der Opposition ein Sturm der Entrüstung. Man sprach von einer „Missachtung der menschlichen Würde“. Man zog wild her über den Minister, der diesen Gesetzentwurf zu vertreten hatte. Und dann ging man, zur Tagesordnung über.

Die Zahl der Arbeitslosen hat in letzter Zeit in England zugenommen, und immer lauter wünscht man in überseeischen Gebieten des englischen Weltreichs den Zuzug von Weissen aus dem Mutterlande. Wie gern würde so mancher Arbeiter diesem Rufe aus Australien, Kanada, Indien oder Südafrika folgen, aber dazu gehört Geld. Die Kolonien und Dominions, die nicht genug über den Schwund der weissen Bevölkerung klagen können, tun nichts, um auch wenig oder gar Unbemittelten die Einwanderung zu erleichtern. Dafür ist der Zuzug von bemittelten Juden nach Südafrika um so stärker.

Noch weit mehr als das Schicksal der rasseverwandten englischen berührt uns das der österreichischen Bevölkerung. Auch hier schwebt ein Volk in höchster Gefahr. „Wir sind ein sterbendes Volk.“ schrieb kürzlich das katholische Kärntner Tagblatt, „der Verfall schreitet mit Riesenschritten weiter.“ und es schliesst seinen Artikel: „Das Wort von der deutschen Sendung unseres Staates und Volkes hat nur dann Wert, wenn es überhaupt in 50 Jahren noch Menschen geben wird, welche diese Sendung durchführen können.“

Oesterreich mit seiner Bevölkerung von etwa 6,7 Millionen ist im vorigen Jahr um 50.000 Menschen zusammengeschrumpft und

marschiert mit seinem Bevölkerungsschwund an der Spitze aller Kulturstaaten. In der Gebirgsgemeinde Schwarzau ging die Bevölkerung in 25 Jahren von 2800 auf 1500 Personen zurück, also auf fast die Hälfte. Zwangsversteigerungen von Bauernhöfen waren nichts Seltenes; diese wurden dann für ein Spottgeld von jüdischen Spekulanten aufgekauft, wie kürzlich noch der Hof einer kinderreichen Bauernwitwe, die ihre Schulden nicht bezahlen konnte. Wien bezeichnet die Oesterreicher selbst als „die sterbende Stadt“.

Selbst in dem Lande, in dem die Demokratie ihren ursprünglichen Sinn einigermaßen erhalten hat, in der Schweiz, nimmt die Auswanderung von Bauern nach Uebersee zu, ja, sie wird noch von der Regierung finanziell gefördert. „Wohin soll das führen angesichts des schon sehr geringen Geburtenstandes?“ fragt besorgt eine schweizer Zeitung, „wenn diese Blutausfuhr nicht unterbunden wird?“

In den grossen Demokratien, in Frankreich und den Vereinigten Staaten, wird die Zahl der Geburten der weissen Bevölkerung von Jahr zu Jahr geringer, bei den Farbigen immer grösser. Bekümmert melden französische Zeitungen, dass Frankreich jetzt eine Bevölkerung von 41,5 Millionen Einwohnern aufweise, während Deutschland 75 Millionen besitze. Der Bevölkerungsunterschied wäre noch krasser, wenn man die starke Einwanderung von Farbigen aus den Kolonien und von Ausländern nicht dazu rechnete.

In den Vereinigten Staaten, wo man im Gegensatz zu Frankreich zwischen Weissen und Schwarzen eine unübersteigbare Mauer errichtet hatte, erobern sich die Neger mit ihren kinderreichen Familien immer mehr Gebiete, die ihnen noch vor kurzem verschlossen waren. Die amerikanische Demokratie arbeitet für die Neger und gegen die Weissen, man sieht das wohl, aber wagt nicht an das Heiligtum dieser Demokratie zu rühren. Das sind die beiden Demokratien, die nicht genug über die deutsche Bevölkerungspolitik herziehen können und geflissentlich das Knistern im Gebälk ihres eigenen Hauses überhören.

Zu den Staaten mit bedenklicher Bevölkerungsminderung gehören leider auch die schon an und für sich zahlenmässig kleinen nordischen Völker Europas. Auch hier verhindern die politischen Parteien die Schaffung einer gesunden Bevölkerungspolitik. Man blickt wohl neidisch nach Deutschland und warnt vor der „deutschen Gefahr“, statt entsprechend vor der sehr bedrohlichen bolschewistischen Verseuchung auf der Hut zu sein.

Und trotz allem braucht man an der Zukunft der Kulturstaaten noch nicht zu zweifeln, so lange in allen Staaten die Bemühungen wachsen, sich von einer Demokratie abzuwenden, einer Demokratie, die nur ein Zerrbild des einstigen demokratischen Begriffs darstellt. Man wäre darin zweifellos schon viel weiter, wenn nicht die moderne Demokratie ihre stärkste Stütze in dem finanz- und einflussreichen Judentum hätte.

Als Deutschland 1935 das jüdisch-demokratische Joch abschüttelte, sah es mit seinem Gehurtenstand sehr bedenklich aus. Inzwischen hat der Nationalsozialismus mit zahlreichen Massnahmen, denen noch weitere folgen werden, eine wesentliche Besserung auf diesem Gebiet erzielt. Heute ist das Dritte Reich führend mit seiner Bevölkerungspolitik.

Georg Beyer

lange als „Ehrenmann“ schützen, solange er sich nicht in den sehr weitmaschigen Netzen der bürgerlichen Strafgesetze verfangen hatte. Die Fahne wurde zum Symbol des Freiheitskampfes der jungen Mannschaft. Wer zur Fahne hielt, war treu, und wer treu war, der hatte Ehre. Die Treue wiederum erwuchs aus der Erkenntnis der Forderungen der Pflicht gegenüber der Nation als höchstem Gesetz.

So konnte das erste Gebot der jungen Mannschaft erstehen: „Wer in der Pflicht steht, der steht in der Ehre!“

Die aber, die unter der Fahne standen, fanden sich im Dienst an der Idee zu einem neuen Ehrbegriff, der die Leistung, die Tat, die Erfüllung der Forderung als Voraussetzung eines ehrenhaften Lebens nahmen. Wer diesem Ehrbegriff nicht mehr entsprach, stand ausserhalb der Gemeinschaft der jungen Na-

tion, der wurde — jenseits jeden Klassendens — geächtet.

Der Idealzustand des Lebens der jungen Mannschaft ist, dass unter Ehrenhaften keinerlei Ehrverletzungen vorkommen! Da aber die Wirklichkeit des Lebens häufig zulässt, dass unter Ehrenhaften ernsthafte Zusammenstösse erfolgen können, schreibt das Gesetz der jungen Mannschaft vor, dass in solchen Fällen der Waffengang Genugtuung bringen muss. Wohl gemerkt aber: Nur unter Ehrenhaften ist der Waffengang erlaubt, das heisst, dass einem notorischen Ehrverletzer, der sich als unwürdig erwiesen hat, die Genugtuung mit der Waffe nicht gestattet wird. So wird neben dem Ehrbegriff der jungen Nation auch wieder der Ehrschutz an die erste Stelle des persönlichen Lebens gerückt.

Das Gesetz der Ehre wurde härter, zuweilen auch grausamer, als es aus der individuellen Sphäre in den Lebensbezirk der Nation trat. Es wurde darum aber auch verantwortungsvoller, grösser und schöpferischer.

## Kamerun heute

Besuch bei deutschen Pflanzern — Vielseitiges Aufbauwerk

Kamerun... Erst vor einigen Tagen hat mir ein Pimpf genau erzählt, wo das liegt und was es uns bedeuten könnte, wenn es uns noch gehörte, wie vor dem Kriege. Sie wissen heute gut Bescheid in den Dingen unserer Kolonien, unsere Jungen, und sie ahnen, dass es dort draussen Plätze gibt, auf denen sie an besonderen Schwierigkeiten zu besonderen Kerlen wachsen können. Doch obwohl die schnellen Bananenschiffe der Laeiss-Reederei die 8100 Kilometer lange Strecke Hamburg—Tiko in zwölf Tagen zurücklegen und obwohl die Flugpost, die man am Freitagmittag in Hannover aufgibt, schon am Mittwoch unterm Äquator ausgetragen wird von schwarzen Postulatern, obwohl also Kamerun an der Westküste Afrikas dicht an Europa herangerückt ist, ist es doch eine andere Welt, von der man gerne mehr als nur statistische Zahlen weiss.

### Mustergültige Betriebe

Es ist ja unsern Gegnern nie vollständig gelungen, Deutschland restlos aus Kamerun zu verdrängen. Als 1925 in London die Engländer die annektierten deutschen Pflanzungen um den Kamerunberg versteigerten, da sich seit Kriegsende aus dem mit Kolonien gesättigten England auf anderem Wege noch keine ernsthaften Interessenten für die deutschen Besitzungen gefunden hatten, gelang es den deutschen Besitzern durch einen englischen Mittelsmann ihre Pflanzungen zurückzuerwerben. Heute kommen von diesen Pflanzungen weit über die Hälfte der deutschen Bananeneinfuhr, beträchtliche Mengen Palmöl und Palmkerne, Kakao und Gummi. Vielseitige, praktische und energische deutsche Pflanzler haben hier aus den verkommenen Pflanzungen, auf denen schon wieder sekundärer Urwald hochwuchs, mustergültige landwirtschaftliche Betriebe geschaffen. Sie haben gearbeitet und arbeiten noch heute mit einer Vielseitigkeit, von der man sich hier zu Hause kaum eine Vorstellung machen kann. Neben dem Pflanzen und Pflegen und Ernten ihrer Kulturen durchzogen sie ihre Pflanzungen mit Feldbahnen, bauten freitragende Brücken — als Nichtspezialisten — frei nach einem Ingenieurhandbuch und sonst „über den Daumen“, entwarfen und banten sich die Einrichtung ihrer hübschen, sauberen Häuser, waren ihren schwarzen Arbeitern gegenüber häufig, wenn der Arzt weit war, erste Helfer bei Unfällen. Die Leistung, die darin liegt, kann man erst ermessen, wenn man einmal am eigenen Körper energiegeladende 30—35 Grad Celsius bei 80—85 Prozent Luftfeuchtigkeit ohne Unterschied Tag und Nacht spürte.

### Bantudörfer ohne Kinder

Auch jenseits des Mungoflusses, der die Grenze zwischen den englischen und französischen Mandaten, in die unser Kamerun nach Versailles geteilt ist, bildet, sitzen deutsche Farmer und Pflanzler, die besonders den Kaffee- und Tabakanbau betreiben. Während im englischen Mandat nur ein schmaler Küstenstreifen um den Kamerunberg in Nutzung ist, ziehen sich die Kulturen im französischen Gebiet schon etwas tiefer ins Hinterland. Die Ursache dafür liegt im Strassenbau, den die Franzosen eine Zeitlang sehr energisch anpackten; erkennend, dass man die Werte des Hinterlandes nur nutzen kann, wenn man für sie eine schnelle, billige Transportmöglichkeit schafft. Die Strassen, die teilweise deutschen Vorkriegswegen folgen und vor einigen Jahren meist durch Strafarbeit entstanden, bestehen aus einer festen, ebenen Sanddecke auf Steinschotter. Auf ihnen kann man bis zum Tschadsee hinaufkommen, um von dort auf allerdings weniger guten Wegen nach Ostafrika weiterfahren zu können, eine Fahrt, die heute schon nicht mehr den Charakter eines grossen Wagnisses hat.

Im heute noch zumeist ungenutzten Hinterland liegt der Wert dieses Gebietes, im Hinterland, das uns Baumwolle und Soja in grossem Umfang liefern könnte und auf dessen Hochlandweiden eine ausgedehnte Viehhaltung aus neben Fleisch, mit Butterfett und Kasein, Häuten, Fellen und Wolle versorgen könnte. — Von hier aus, von der Frage der Steigerung des Wertes einer Kolonie,

durch Intensivierung kommen wir an die Bedeutung des Eingeborenen, denn eine stärkere Nutzung erfordert mehr Arbeitskräfte. In einer unerhöht hohen Kindersterblichkeit und einer unvorstellbar starken infektiösen Verseuchung der Eingeborenen ist die tiefere Ursache einer heute schon fühlbaren Verknappung an Arbeitskräften zu sehen, die unserer Kolonialwirtschaft grosse Aufgaben stellt. Dabei wird unter den Bantuvölkern des Waldlandes, die, weil sie dem Küstenklima angepasst sind, für die Arbeit in den Pflanzungen besonders geeignet sind, die erste Sanierungsarbeit zu leisten sein. Hier ist die Kindersterblichkeit so gross, dass man in manchem Bantudorf kaum ein Kind findet.

### Ein Museum der Sudanesen

Gegenüber der Primitivität der Bantus ist der kulturelle Höherstand der Sudanesen, die wir im Hochland bei Dchang und Fumban finden, interessant. Der Stadtaufbau der Stadt Fumban gibt uns davon ein Beispiel. Schon das Stadttor ist mit seinen geschnitzten Figurensäulen eine ausgezeichnete kunsthandwerkliche Leistung. Der Vater des derzeitigen Königs von Fumban, der bekannte Yoya, der Deutschland bis zu seinem Tode vor einigen Jahren treu geblieben ist trotz aller Anfeindungen durch die Franzosen, schuf seinem Volk auf einem Hügel in der Stadt ein richtiges Volkskundemuseum, in dem wir Darstellungen kultureller Veranstaltungen von Kunsthandwerkern aus Silber, Bronze, Zinn und Elfenbein gefertigt finden. Auch sind schöne Sammlungen alter Geräte, Gewebe und Festtrachten zusammengetragen worden. In den letzten Jahren hat sich hier in Fumban eine kleine kunsthandwerkliche Industrie entwickelt, deren Erzeugnisse — meist Silberschmiedearbeiten und Elfenbeinschnitzereien — durch die Haussa-Händler, die Juden Afrikas, in den Handel gebracht werden.

Noch weiter im Hinterland, im Gebiet der grossen Weideplätze, treffen wir auf die nomadisierenden Hirten, die Fullah, die sich mit ihren grossen Herden von Höckerrindern von Weideplatz zu Weideplatz bewegen und gewissermassen ein Rennen mit der Trockenzeit, die die Futterbedingungen für ihre Herden erheblich verschlechtert, machen. Die Fullah, die rassistisch zu den Hamiten gehören, sind schlank und gut gewachsen und sehr intelligent. Ihre Kenntnisse um das Vorkommen, Erkennen und Behandeln von Krankheiten in ihren Viehherden und ihr Wissen um züchterische Gesetzmässigkeiten sind erstaunlich.

So verschieden die Völker Kameruns — von denen hier nur einige wenige genannt wurden — in ihrem kulturellen Niveau sind, soweit ist noch keines, dass es nicht noch einer erheblichen Erziehungsarbeit bedürfe, bis auch nur daran gedacht werden kann, es seinen Weg unter eigener Führung gehen zu lassen. Vielleicht sind wir heute weiter davon entfernt als vor dem Kriege. Die Ausbreitung bolschewistischer Tendenzen unter den Eingeborenen Französisch-Kameruns unter dem wohlwollenden Auge der französischen Verwaltung stimmt einen da doch sehr bedenklich.

Es ist in der Kolonie auch nicht selten, dass man höhere schwarze Beamte trifft, unter deren Aufsicht mehrere Franzosen arbeiten. Die Negerbeamten sind meist im Besitz einer französischen Vollbürgerschaft, d. h. sie sind dem europäischen Franzosen restlos gleichgestellt.

Die Gleichstellung geht sogar so weit, dass die unteren weissen französischen Beamten so gering entlohnt werden, dass ihr Lebensniveau kaum über dem der Neger liegen kann. Man kann nicht sagen, dass der französische Wille zur Verbrüderung mit den Eingeborenen bei denen eine Steigerung des französischen Ansehens bewirkt. Als ich einmal die Bahn, die den Hafen Duala mit dem Warenumschlagsplatz Nkongssamba verbindet, benutzte und mir ein schwarzer Stationsvorsteher etwas über seine Bahn erzählte, erklärte er mir unter anderem, dass auf der Bahn die 1. Klasse für die Europäer, die 2. für die Franzosen und wohlhabenden Eingeborenen und die 3. für die armen Eingeborenen vorgesehen sei. Diese Einstellung, die den Franzosen gar nicht als vollwertigen Europäer ansieht, sondern ihn mit den geborenen Eingeborenen in eine Klasse rangiert, ist nicht selten.

Heino Messerschmidt

## Der Ehrbegriff der jungen Mannschaft

Von Kurt Eggers

Das bürgerliche Zeitalter hatte sich Ehrbegriffe geschaffen, die nach Ständen, Klassen und Kasten aufzuteilen waren. Ebenso wie es ein Dreiklassen-Wahlrecht gab, so gab es eine Ehrauffassung des Offizierskorps, des Akademikerstandes und des Bürgertums. Genugtuung mit der Waffe pflegten gemeinhin nur Offiziere und Akademiker zu geben. Wenn es schon selten war, dass ein Bürger Satisfaktion erhielt, so war es völlig ausgeschlossen, dass beispielsweise ein Handwerker als satisfaktionsfähig angesehen wurde. Die satisfaktionsgebenden Stände waren vielmehr peinlichst bedacht, dass das Duell ein Vorrecht ihrer Kasten blieb. Ehrverletzungen mussten alle die Kreise, die nicht zu den Genugtuunggebenden gehörten, vor den öffentlichen Gerichten sühnen.

Einschneidender und trennender als alle anderen Klassenunterschiede wirkten sich schliesslich die Unterschiede in den Ehrauffassungen aus. Die Angehörigen der satisfaktionsgebenden Kasten hatten bis zur Ueberempfindlichkeit jede auch nur mögliche Beleidigung zurückzuweisen und zu sühnen, ohne sich jedoch den „niederen Klassen“ gegenüber irgendwelche Zurückhaltung auferlegen zu müssen.

Eine zu verteidigende Ehre zu haben, schien immer mehr ein Vorrecht bestimmter Kreise zu werden. Man denke nur an Schillers „Kabale und Liebe“. Hier kämpft schon der deutsche revolutionäre Dichter gegen den durch Standesunterschiede verzerrten Begriff von Treue und Ehre! Auf der anderen Seite wurden die satisfaktionsgebenden Kreise durch ihre offenbare Ueberempfindlichkeit allmählich zu beliebigen Figuren in den Witzblättern. Das Duell wurde dadurch zur Farce, dass selbst offensichtliche Lappalien mit der Waffe gesühnt wurden. Der Krieg, der grosse Umwerter, schaffte auch auf dem Gebiete der Ehrauffassung erheblichen Wandel. Im Angesicht des Todes fielen die Schranken der Klassen und Kasten in sich zusammen. Der Feige trennte sich vom Tapferen; als

ehrenhaft galt nur der Mann, der in seiner Pflicht ausharrte. Der Mannschaftsgeist der Front bildete einen harten und unerbittlichen Ehrbegriff, der vor allem in den Jahren einer pflichtvergessenen Nachkriegszeit die zu Opfer und Einsatz bereiten, unbestechlichen Männer von den genussüchtigen, rückgratlosen und feigen Memmen schied.

Die junge Mannschaft hielt nur den für ehrenhaft, der sich dem unwürdigen Zustand nicht unterwarf, sondern mit allen Mitteln den Umsturz vorbereitete. Die Ehre wurde etwas überaus Aktives, wurde die Tat selbst; die bürgerlichen, kleinlichen Ehrbegriffe erschienen als meist unerheblich; es konnte einer ein durchaus geachteter, ehrsamer Bürger sein, der nur in Ruhe seinem Geschäft nachgehen wollte, und doch wurde er infolge seiner Passivität gegenüber den Fragen der Nation von der jungen Mannschaft als alles andere, nur nicht als ehrenhaft angesehen. An Stelle der individuellen Ehre trat immer deutlicher die Ehre der Gemeinschaft, die Ehre der Nation in den Vordergrund. Zusammengewürfelte Haufen rebellierender Freikorps machten sich zu Rächern der geschändeten völkischen Ehre. Einzelne Aktivisten schossen die Exponenten eines korrupten Systems nieder.

Die Duelle, die auf Grund persönlicher Beleidigungen ausgetragen wurden, verschwanden neben den grösseren Taten völkischer „Satisfaktion“. Zur Ehre des Waffenstudententums sei gesagt, dass die überwiegende Mehrzahl aller Duellanten ihre Säbelpartien mehr aus Freude am gefahrgesteigerten Waffengang als aus gekränkter Ehre durchführten! Weil kein bürgerliches Gericht, kein Organ des Staates den Verrat an der völkischen Idee damals sühnte, griff die junge Mannschaft zur Selbsthilfe: so entstand der alles andere als grausame Satz: „Verräter verfallen der Feme!“

Nur eine durch und durch ehrlose Zeit konnte von „Feme-Mördern“ sprechen und jeden Kriegs- und Revolutionsgewinnler so-

# Linz und Hollanda

## Die ersten deutschen Siedler in Amerika und ihre Nachkommen

Randbemerkungen zu der gleichnamigen Monographie von Th. Kadletz — Von Helmut Andrä, Nitheroj

Im „Jahrbuch für auslanddeutsche Sippenkunde“ erschien aus der Feder des in deutsch-brasilianischen Kreisen bestens bekannten Th. Kadletz eine Abhandlung über die Familien Linz und Hollanda, die ersten deutschen Siedler in Amerika, von denen wir Kunde haben. Die Arbeit wurde dann noch in einem Sonderabdruck vom Deutschen Ausland-Institut, Stuttgart, herausgegeben (1936). Ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme, in dieser liebevollen Versenken in den Stoff verratenden Arbeit die erste genauere genealogische Bearbeitung der Geschichte deutsch-brasilianischer Familien zu sehen. Gewiss, es sind schon Stammtafeln der Nachkommen erster Einwandererfamilien von 1824 in Rio Grande do Sul erschienen, ebenso Biographien mit genealogischem Material, aber keine ausführlichere, ausgesprochen sippenkundliche Bearbeitung der Geschichte einer deutsch-brasilianischen Familie. Allen, die sich hier in Brasilien mit der Geschichte unseres Volksstums befassen, besonders den Erziehern und den Büchereien, kann die Anschaffung dieser Schrift nicht dringend genug empfohlen werden. Sie mag Beispiel und Aufforderung zu ähnlichen sippenkundlichen Arbeiten sein. Besonders hingewiesen sei auch noch auf den trefflichen geschichtlichen Ueberblick (Seite 2—8). Nun wer sich selbst mit geschichtlichen Studien zur brasilianischen Frühzeit befasst, kann voll ermessen, welche Sorgfalt, welche Arbeit und welche nieermüdenden Eifer der Verfasser aufgewandt haben muss, um das Material aus den zum Teil unbekannt und schwer zugänglichen Quellen zusammenzutragen. Mich erfüllt es mit besonderer Freude, dass dieser für die auslanddeutsche Siedlungsgeschichte wichtige Stoff seinen Bearbeiter gefunden hat, da ich wohl als erster Deutscher auf die deutsche Abstammung der in Brasilien weitverbreiteten Familien Linz und Hollanda hingewiesen habe. Kadletz vermutet, dass ich „nur die Denunziationen gekannt und die Bedeutung der Tatsache für die Geschichte des Deutschtums in Amerika nicht gekannt“ habe. Dem ist nicht so. Kadletz war zu seiner Annahme berechtigt, da er meinen betreffenden Aufsatz nicht kannte und nur durch einen Hinweis in einer Abhandlung von Fr. Sommer im „Volk und Heimat-Jahrbuch“ auf meine Mitteilung aufmerksam wurde. In meinem Aufsatz von 1931, der sich anlässlich der 400-Jahr-Feier von São Vicente (1932) mit der Frühgeschichte der Capitania gleichen Namens befasste, hatte ich zum Schluss kurz — weil aus dem Rahmen der Arbeit fast herausfallend — die Frage beantwortet: Gab es auch Deutsche im frühen Brasilien? und — nach einigen Angaben über São Vicente und São Paulo — ausgeführt: „Ich möchte hier aber noch auf zwei deutsche Namen aus dem ganz frühen Brasilien hinweisen, die in dem verdienstvollen Büchlein von Sommer nicht angegeben sind. Es handelt sich um zwei Häuser des Nordens, von Pernambuco. Da ist der bekannte Christovão Lins (Linz bei Varnhagen), der gleich am Anfang der Gründung nach Pernambuco kam; dann ist noch ein anderer Lins, Cibaldo Lins, der angibt, aus Augsburg zu stammen, Sohn des Barth. Lins und der Susanne Rang zu sein. 1594 sagt Agostinho de Hollanda, 38 Jahre alt, aus halber Deutscher, Sohn eines Deutschen zu sein.“ — Schon bevor ich die Akten der Heiligen Inquisition kennen lernte, war ich in einigen Geschichtswerken, die zum Teil Kadletz auch angibt, auf den Namen Linz, als den eines deutschen Offiziers und Edelmanns, gestossen und hatte mir vorgenommen, gelegentlich den Spuren dieser wahrscheinlich ersten deutschen Siedler in Südamerika nachzugehen. Durch meine in den folgenden Jahren recht umfangreiche dienstliche und ehrenamtliche Tätigkeit in Santa Catharina blieb mir keine Zeit für geschichtliche Arbeiten. Ferner sagte ich mir, dass ein Studium vieler Quellen in Pernambuco selbst vorgenommen werden müsste und legte deshalb die Notizen über die Linz und Hollanda zu den übrigen meines Archivs über Deutschumsgeschichte in Brasilien. Mich freut es, dass der Stoff so bald einen fähigen Bearbeiter gefunden hat.

Kadletz hat uns darüber unterrichtet, dass die Linz von den pernambucaner Genealogen bisher als Florentiner bezeichnet wurden. M. E. legt er aber zu Unrecht keinen Wert auf den Hinweis Calados bezüglich der Verwandtschaft des Hauses Linz mit der florentiner Herzogsfamilie. Die Tatsache einer solchen Verwandtschaft lässt die Verwechslung der Volkszugehörigkeit der Linz verständlicher erscheinen und spricht mir auch dafür, dass Christoph Linz nicht schon in den dreissiger Jahren, sondern vielmehr erst um 1550 (worauf ich weiter unten zurückkomme) zusammen mit seinem florentiner Verwandten Cavalcanti nach Pernambuco gekommen sein dürfte. Wenn man sich die regen Geschäftsbeziehungen zwischen verschiedenen deutschen (Fugger und Welsler in Augsburg) und norditalienischen Städten und ferner die Tatsache enger Familienverbindungen süddeutscher Adels- und Patriziergeschlechter mit italienischen, besonders lombardischen Adelsfamilien ins Gedächtnis zurückruft, ist die Möglichkeit einer Verwandtschaft der augsbургischen Edelleute Linz und Medici nicht von der Hand zu weisen. Deutsche Genealogen und Historiker könnten hier vielleicht weitere wertvolle Aufschlüsse geben. Filippo Cavalcanti soll in umstürzlerische Vorgänge in Florenz verwickelt

gewesen sein und deshalb seine Vaterstadt verlassen haben. Seine Ankunft in Pernambuco muss gegen 1548 erfolgt sein, wie man nach seinen Aussagen gegen Antonio Dias in den Denunziationen schliessen muss. Florenz erlebte oft genug Unruhen. So wurde im Jahre 1537 der regierende Herzog Alexander von Medici, ein natürlicher Sohn von Lorenz II., der von seinem Schwiegervater Kaiser Karl V. und Papst Clemens VII. eingesetzt worden war, von Lorenz von Medici ermordet. Man kann nun annehmen, dass ein Linz oder Verwandte von ihnen (Cavalcanti) in diese Vorgänge verwickelt waren und dem Machtbereich des empörten Kaisers entrinnen wollten und so zuerst nach Portugal, das trotz enger dynastischer Beziehungen der beiden Höfe (Madrid und Lissabon) infolge überseeischer Eifersüchtelien spanischen Flüchtlingen gern Aufnahme gewährte, und dann nach Brasilien kamen. Deshalb halte ich es für wahrscheinlich, dass die Linz oder ein Linz mit ihrem (mutmasslichen) Verwandten Cavalcanti zwischen 1545 und 1548 ins Land kamen. Die von Kadletz zitierte Mitteilung Jaboatões (Christovão Lins ... passou a Pernambuco nos principios da sua fundação) will mir nicht viel bedeuten. Jaboatão schrieb seine genealogische Arbeit 200 Jahre später und wird kaum dokumentarische Unterlagen über das Einwanderungsjahr der Linz gehabt haben. Im 18. Jahrhundert wurde obendrein in Brasilien wie in Portugal höchst ungern Einblick in Archive gewährt.

Noch andere Erwägungen führen mich dazu, ein späteres Einwanderungsjahr als Kadletz (1535 oder wenig später) für Christoph Linz anzunehmen.

1. Bei seiner Landung in Pernambuco muss Linz ein „deutscher Offizier“ mit Kenntnissen im Befestigungswesen, im Alter von mindestens 25—30 Jahren gestanden haben, besonders wenn man annimmt, dass er sich vor seiner Uebcrfahrt noch einige Zeit in Italien, Spanien oder Portugal aufgehalten

### Bartholomeu Lins de Albuquerque

Im Jahre 1672 wird Bartholomeu Lins de Albuquerque (nach Kadletz ein Sohn von Christoph Linz) vom Prinzregenten Dom Pedro mit dem Befehl über die in der Hauptmannschaft Itamaraca liegende Reiterei betraut. In der Ernennungsurkunde wird die Erwartung ausgedrückt, dass Lins auch in Zukunft seinem Herrscher in derselben treuen und zuverlässigen Weise wie früher in allem, womit er hoch betraut würde, dienen werde. Dieser Lins kann m. E. kein Sohn des Edelmannes Christoph Linz, viellecht sein Enkel sein.

1. Das Lehen von Vater und Sohn, der dazu 1672 noch aktiv ist und von dem man noch Dienste in der Zukunft erwartet, würde also allein bis 1672 eine Zeitspanne von ungefähr 170 Jahren umfassen. Das ist nicht gut denkbar, wie der Fall hier liegt.

2. Die Ernennungsurkunde ist 1672 auf Antrag des Governadors der Capitania, Fernando de Souza Coutinho, ausgestellt, unter dessen Befehl Bartholomeu Lins de Albuquerque stand und der ihn kannte. 1672, das wären 77 Jahre nach dem 1595 erfolgten Tode seines angeblichen Vaters. Ein Druckfehler kann bei dem Abdruck der Urkunde bei Mello (1672 für 1662) nicht angenommen werden, weil D. Pedro die Regenschaft erst nach der im November 1667 erfolgten Abdankung Affonso VI. antrat. Selbst wenn Bartholomeu Lins der jüngste Sohn gewesen und zur Zeit des Todes seines Vaters nicht mehr als 10 Jahre gezählt haben sollte, müsste er im Jahre der Ernennung bereits ein Alter von 87 Jahren erreicht haben und geboren worden sein, als Christoph Linz bereits 80 Jahre oder älter war. Dass ein fast 90jähriger mit einem aktiven Kommando betraut wird und man von ihm noch weitere aktive Dienste erwartet, halte ich für ausgeschlossen.

Es muss hier eine Namensverwechslung bei den Autoren vorliegen, auf die sich Kadletz stützt. Wir finden es bei den Genealogen des kolonialen Brasilien immer wieder bestätigt, dass ihnen oft Irrtümer besonders hinsichtlich der Identifizierung gleichnamiger Personen unterlaufen, was verständlich erscheint, da sie nur selten über dokumentarisches Material verfügten und ihre Angaben auch nicht immer einem kritischen Vergleich unterzogen.

Es erscheint mir deshalb auch wenig überzeugend, den oben erwähnten Hauptmann Bartholomeu Lins de Albuquerque für den Vater des Christovão Lins de Vasconcellos (der im Jahre 1645 im Holländerkrieg schon mit Auszeichnung kämpft), des Matheo und des Constantino Lins (die schon 1635 nach Portugal bezog. Bahia auswandern) zu halten. Diese Kinder müssten dann spätestens gegen 1610—20, ihr Vater demzufolge spätestens 1590 geboren sein, was ich, wie weiter oben ausgeführt, für ausgeschlossen halte, weil dann Bartholomeu Lins de Albuquerque bei der Betrauung mit einem wichtigen, die volle Spannkraft eines Mannes verlangenden Posten bereits ein Alter von über 80 Jahren erreicht haben müsste. Es muss wohl noch einen anderen Bartholomeu Lins, einen Sohn des Christoph Linz, gegeben haben, den Borges und Jaboatão nicht erwäh-

nen kann. Sollte er gegen 1535 eingewandert sein, dann müsste als sein Geburtsjahr 1510 oder ein etwas früheres angenommen werden. Wohl aus denselben Erwägungen heraus schreibt Kadletz denn auch auf seiner Nachfahrtafel der Linz „um 1500“. Ende 1585 nimmt nun aber Christoph Linz an einer gefährlichen und beschwerdereichen Expedition in das Gebiet des heutigen Parahyba teil und leitet Ende desselben Jahres und Anfang 1586 den Bau eines Forts. Er müsste dann im Alter von ungefähr 80 Jahren gestanden haben. Es ist kaum anzunehmen, dass ein so hochbetagter Mann die Strapazen einer derartigen Expedition in fast vollständig unbekanntes, wegeloses, von feindlichen Indianerstämmen durchstreiftes Gebiet unternehmen haben sollte. Ein Augenzeuge und Chronist dieser Feldzüge der Eroberung von Parahyba, der also Linz kannte, berichtet nur „deixou ahi (bei dem im Bau befindlichen Fort) Christovão Lins, fidalgo allemão de nação, com os officiaes e gente necessaria“, ohne des hohen Alters des mit verantwortlicher Aufgabe betrauten Offiziers Erwähnung zu tun, was doch nahe gelegen und sich ohne weiteres aufgedrängt hätte.

2. Christoph Linz' Heirat kann kaum früher als in der ersten Hälfte der sechziger Jahre erfolgt sein, da man für seine Frau, eine Tochter des Deutschen Arnal de Hollanda, bei der Verheiratung ein Mindestalter von 15 Jahren annehmen muss (um 1547 geboren). Abgesehen von dem grossen Altersunterschied (Ehe eines Sechzigjährigen mit einer Fünfzehnjährigen) ist es an und für sich unwahrscheinlich, dass Linz erst in einem Alter von 60 oder mehr Jahren, nach fast 30jährigem Aufenthalt in Lande, an die Gründung einer Familie dachte, im Alter von ungefähr 70 Jahren (1575) daran ging, sich einen festen Wohnsitz zu schaffen und ihm im Alter von 70 oder mehr Jahren noch Kinder geboren worden sein sollten. Er wird also wohl jünger gewesen und später nach Brasilien gekommen sein.

nen oder den sie mit Bartholomeu Lins de Albuquerque verwechseln. Dieser unbekannt Bartholomeu Lins könnte der Vater des bekannten Bartholomeu Lins de Albuquerque und der diesem zugeschriebenen Kinder sein. Vielleicht gelingt es Kadletz, der das Material über die Linz und Hollanda mit anerkennenswerthem Fleiss zusammengetragen, in diese Frage Licht zu bringen. Mit Bestimmtheit muss jedenfalls jetzt schon angenommen werden, dass der erwähnte Bartholomeu Lins de A. kein Sohn des 1595 verstorbenen deutschen Edelmannes Christoph Linz gewesen sein kann, was die Existenz eines anderen Lins, vermutlich auch Bartholomeu mit Namen, wahrscheinlich macht.

Meine Notizen, die ich mir im Laufe der letzten acht Jahre über die Linz und Hollanda machte, können vielleicht dazu beitragen, einige Fragen, die Kadletz als ungeklärt angibt, zum Teil zu beantworten.

Der Verfasser der Schrift über die Hollanda und Linz führt aus, dass alle alten Quellen die Linz als Florentiner hinstellen und dabei wahrscheinlich auf Calado fussen, der aber nur geschrieben hatte „vornehme Ausländer, nahe Verwandte des Grossherzogs von Florenz“, während Varnhagen (Historia Geral do Brasil) und die Historia da Colonização Portuguesa do Brasil später von Christoph Linz als einem „deutschen Offizier“ sprechen. Kadletz vermutet deshalb ganz richtig, dass es noch eine andere Quelle geben muss, aus der die deutsche Abstammung des Christoph Linz hervorgeht. Ich wies weiter oben schon auf einen Teilnehmer und Chronisten der Parahyba-Expedition hin und komme gleich näher darauf zurück.

Ich nehme an, dass schon vor dem Erscheinen der Denunziationen des Santo Officio das eine oder andere Mitglied der Familie Lins von der deutschen Ahnkunft seiner Vorfahren gewusst hat, sind doch die Intellektuellen und selbst Wissenschaftler unter ihnen stark vertreten. Varnhagen, Rocha Pombo (in einer Fussnote als „official allemão“ und in einem Zitat aus Jaboatão über Jeronimo de Albuquerque als „fidalgão florentino“), Fausto de Souza, 1885 (auch als official allemão, der den Bau des Forts leitete), die monumentale Historia da Col. Historia da Col. Portuguesa do Brasil (Kapitel „A Nova Lusitania“ von dem pernambucaner Historiker Oliveira Lima) und vor allem Capistrano de Abreu „Caminhos Antigos e o povoamento de Brasil“ (1899 zuerst erschienen) werden von einigen Lins wohl gelesen worden sein.

An dieser Stelle möchte ich noch besonders darauf aufmerksam machen, dass schon der bedeutende in Brasilien lebende Historiker Dr. Clemens Brandenburger in seinem 1917 bei Rotermund & Co. erschienenen Buch „Pernambuco und die Entwicklung Brasiliens zur Selbstständigkeit“, 2 Bände, geschrieben hatte: „Nunmehr wurde ein neues Fort gegründet, diesmal am rechten Ufer der Bucht, und unter die Leitung eines deutschen Offiziers, des Christopher Linz, gestellt (4. Nov. 1585).“

Capistrano de Abreu hatte 1899 in der oben zitierten Arbeit festgestellt: „No mesmo sentiao trabalharam particulares, como João Paes, que fundou oito engenhos junto ao cabo

de Sto. Agostinho, como o fidalgo allemão Christovam Lins, cuja viuva, D. Adriana de Olanda, vivia ainda na era de 1640, com 110 annos de idade, cercada de cinco gerações de descendentes.“

Varnhagen, Rocha Pombo, Oliveira Lima, Capistrano de Abreu, Brandenburger haben dieselbe Quelle benutzt: die „Historia do Brasil“ des Franziskaners Frei Vicente do Salvador (geb. 1564, gestorben zwischen 1636 und 1639). Sein Werk wurde 1627 abgeschlossen, erschien aber erst 1889 in einer vollständigen Ausgabe (Rio), dann 1918 (São Paulo). Frei Vicente, ein Zeitgenosse der Linz, war verschiedentlich in Pernambuco, möglicherweise hat er den einen oder anderen Sohn von Chr. Linz gekannt. Diesen erwähnt er viermal. Zu Beginn der Schilderung der Eroberung des Südens der Capitania schreibt Frei Vicente über die einzelnen Führer „com a gente da vargea de Capiguaribe (ja) Christovão Lins, fidalgo allemão“. Als er vom Bau des bereits erwähnten Forts berichtet, führt er aus: „E assim ficando-lhe officiaes da obra e Christovão Lins e Gregorio (Martim Leitão) sómente os seus moços e gorio Lopes de Abreu, foram todos os mais.“ „Posto isto em boa ordem até 20 de Novembro, deixou ahi Christovão Lins, fidalgo allemão de nação, com os officiaes e gente necessaria, e elle se partiu com oitenta e cinco homens brancos e cento e oitenta indios do nosso gentio.“ ... se tornaram ao forte, donde foram recebidos com muitas festas. E continuou o ouvidor geral as obras em que Christovão Lins com officiaes havia bem trabalhado.“

Die Tatsache, dass Frei Vicente den von ihm geschilderten Ereignissen zeitlich so nahe stand und oft Augenzeugen befragte, lässt die Richtigkeit seiner Angaben in bezug auf die Volkszugehörigkeit der Linz ausser Zweifel erscheinen. Capistrano de Abreu, mit seinem umfassenden Wissen ausgestattet, hat nun aber durch Vergleich festgestellt, dass bei Frei Vicente die Kapitel 3—15 und 22, in denen die Eroberung von Parahyba geschildert wird, wörtlich übernommen sind aus dem von einem Jesuitenpriester, der an der Expedition teilnahm, geschriebenen „Summario das armadas que se fizeram e das guerras que se deram na conquista do rio Parahyba“.

Hier schreibt also von Chr. Linz, er sei ein „deutscher Edelmann“, einer, der ihn kannte, monatelang mit ihm zusammen war. Varnhagen kannte Frei Vicentes Arbeit, wie Capistrano de Abreu feststellte. Fausto de Souza wird den „Summario“ (erschienen Rio 1873) benutzt haben. Oliveira Lima, Capistrano de Abreu und Clemens Brandenburger haben ausser Frei Vicente auch noch die Arbeiten der Genealogen Pernambucos gekannt. Frei Vicente wird sicher den „Summario“ vom Verfasser selbst für seine „Historia“ erhalten haben, wie er ja auch andere Geistliche (z. B. den bekannten Chr. de Lisboa) um Berichte hat.

Kadletz erwähnt auf Seite 18 noch einen Bruder von Christoph und Sebald Linz, Konrad, von dem es bei Borges heisse, er sei (wann?) nach Bahia gegangen und dort ohne legitime Nachkommen gestorben. Weiteres sei über ihn nicht bekannt. Ueber einen Konrad Lins ist nun bei Frei Vicente eine Mitteilung zu finden. Conrado Lins ist demnach am 23. August 1614 mit den Leuten des Sargento-mor Diogo de Campos Moreno nach Maranhão zur Vertreibung der Franzosen aufgebrochen. Die betreffende Stelle bei Frei Vicente lautet: „... no outro (patacho ia) o capitão Gregorio Fragozo de Albuquerque, que ia por almirante, com cincoenta soldados tambem arabizeiros, e seu alferes Conrado Lins e sargento Francisco de Novaes.“ Dieser Conrado Lins nahm also an der berühmten „Armada milagrosa“ teil. Wir müssen also feststellen, dass nicht nur in den letzten hundert Jahren, sondern vielmehr bereits in den frühesten Zeiten brasilianischer Geschichte Deutsche und Deutschbrasilianer ihr Leben zur Verteidigung Brasiliens einsetzten, wenn es galt, fremde Angriffe und Eroberungsgelüste abzuwehren. Schon bei der Vertreibung der Franzosen aus Rio in den sechziger Jahren des 16. Jahrhunderts nimmt ein Deutscher, der seit ungefähr 1550 in Brasilien ansässige Heliodor Eobanus Hesse, bedeutenden Anteil und erleidet im Kampf mit französischen Schiffen am 8. Juni 1568 als Kommandant der Freiwilligen von São Vicente den Heldentod. 1614 bricht Conrado Lins als Offizier gegen die Franzosen in Maranhão auf, und in den Kämpfen gegen die Holländer in Pernambuco, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, zeichnen sich die Linz und Hollanda aus und bringen Blutopfer für ihre brasilianische Heimat, während zu gleicher Zeit ein Nachkomme des Heliooor Hesse in kühnen Zügen ins Innere als einer der ersten Bandeiranten von Bedeutung die portugiesische Herrschaft im Süden erweitert und befestigt, das Gebiet des heutigen Staates Parana der Besiedlung erschliesst und Gründer von Curitiba wird, der aufblühenden Hauptstadt des Staates Parana. Das sind Tatsachen, die unter den Deutschbrasilianern bekannter werden sollten. (Schluss folgt)

#### Nachhafte Kinder

Jedes Kind, das sich gesund entwickeln soll, braucht vor allen Dingen seine absolute Regelmässigkeit in den Mahlzeiten. Leider wird oft von Seiten der Mutter nicht genügend darauf geachtet, daß die Kleinen sich zwischendurch an Kuchen und sonstigen Süßigkeiten gütlich tun. Nicht nur, daß dann oft der Appetit vergeht und die Kinder unglücklich offen — sehr leicht kann auch eine Verdauungsstörung mit recht unangenehmen Folgen auftreten. Bei Durchfall soll man deshalb sofort Edoformio von Bayer geben. Edoformio reguliert die Verdauung und verhindert, daß der Durchfall bössartige Formen annimmt.

# Die Seite der Unterhaltung

## Glücks-Wild- und Hauschweine

Es gibt Jäger von Natur und solche, die es nachgedrungen werden. Treffen beide Umstände zusammen, dann schwelgt der passionierte Jäger in seinem Glück. So geschah es also einmal mit einem, den nicht nur das Jagdsieber befiel, sondern er in brasilianischen Urwald ein Blatt rascheln hörte, sondern der auch gleich zum Drilling griff, sobald es kief, in seiner Roca wären die Wildschweine eingebrochen. Es hätte ja schließlich auch einmal ruhig so eine recht ausgewachsene Pintada sein können, Angst war jedenfalls dem lieben Landsmann unbelannt. So sagte er wenigstens, wenn er mit anderen zusammen war. Leider hatte er noch nie Gelegenheit, einen Mannesmut als Jäger auf die Probe zu stellen.

Es war gerade in der Regenzeit, der Mais stand, daß es eine Freude war. Die Mandioca war auch schon fast gut, um ausgehackt zu werden. Es waren also für einen Kolonisten so weit alle Voraussetzungen gegeben, um froh zu sein. Da mußte nun wieder etwas kommen, das einem das Leben sauer mache. Die Wochen und Monate, die man im Dreck der ständrischen Gräben steckte, brachten sich jetzt in der unliebsamsten Weise in Erinnerung. Man sah er da, der Held von Gländern, mit einem Reigen in den Knochen, das ihm seine Invalidenrente noch viel zu klein erschienen ließ. Na, wenigstens hatte er schon seine beiden Jungen, die kräftig in der Wirtschaft mit anfassern konnten.

Eines Tages, es wurde schon düster, da stürzte der ältere Junge ins Haus und rief ganz aufgeregter: „Schnell s' Gewehr! Ei der Roca sei die Schwein! A ganzes Rudel is dort!“ Mit einer Donnerstimme, wie er sie wohl an der Front anzuwenden pflegte, brüllte da der Vater dazwischen: „Mir geht es Gewehr. Ich werd' mir die Schwein nur so hinlege. Nehmt mich auf mein Stuhl vor's Haus raus und dann treibt die Luderich zu mir her. Ich will doch sehe, ob ich eppers no schieße kann.“ So geschah es. Die beiden Jungen schlepten ihren siechen Vater samt seinem Stuhl vor das Haus und hinterher kam die Mutter mit der Kinte in der Hand.

Wenn der Mensch Glück hat, dann hat er es eben auch gleich gehörig. Keine zwanzig Schritte vom Haus entfernt, konnte fast ein Blindler sehen, sehen, daß es vor Schweinen nur so wimmelte. Da war zum Neden wirklich keine Zeit mehr. Mit Geischen gebot der Kolonist seinen Söhnen, ihm genügend Patronen in seine Nähe zu legen. Fast waren die Schwestern in den Gliedern vergessen, so suchte es schon in den Fingern. Das bewußte Gitzern überkam den Alten, wie es sich auch für jeden anständigen Jäger eben gehört. Aber dann nahm er das erste Schwein aufs Korn und schon krachte auch der Schuß. „Getroffe, Vater!“ Das Jagdsieber hatte jetzt ganz vom Vater Besitz ergriffen und er ballerte drauf los. Drei

Schweine lagen schon da; jetzt nur schnell den Drilling nachladen! Die nächste Lage sah eben so gut, wie die erste. Nochmals laden. Na, schließlich langt es. Wenn man mit dem Reigen in den Gliedern vom Lehnstuhl aus, sage und schreibe, sieben Schweine nur so hinlegt, als wie die Figuren am Hundertmeterstand, ist das schließlich eine Sache, die einem erst einer nachmachen muß. Komisch überhaupt, daß die Biester eigentlich so lange ruhig gehalten haben und nicht abhauten. Na, es waren eben ganz „blöde“ Schweine, die ein solches „Schnellfeuer“ noch nie erlebt hatten. Der Mensch muß halt „Schwein“ haben, selbst wenn es sich tatsächlich nur um Schweine handelt.

Da nun die Schießerei ein Ende hatte, dursteten die Jungen auch die Beute abholen. Im Triumph wurden sieben Schweine nach dem Maischuppen geschleppt und schön säuberlich eins neben das andere gehängt, um am nächsten Tag auch weidgerecht zerlegt zu werden. Es waren alle feiste Kerle, die wahrscheinlich schon allerhand Schaden angerichtet hatten. Die sieben fetten Jahre Ägyptens standen vor der Tür. Wer hat eine Ahnung, wie sich ein neuer Kolonist nach Fleischfleisch sehnt? Da kam nun auch noch der Nachbar vorbei, dem man gleich breit und lang die ganze Jagdepisode, mit allen nachträglich entdeckten Gefahren, erzählen konnte. Der blanke Reid sah aus den Augen des guten Mannes, der drüben als Kumpel in den Kohlengruben und nun hier als Kolonist sein Leben fristete. Ja, so etwas sollte einem auch einmal geschehen! Da er noch nach der Venda zu gehen hatte, war gleich die beste Gelegenheit, dieses unerhörte Jagdglück auch die anderen Kolonisten wissen zu lassen. Die Sache sprach sich herum, ja sie sprach sich so herum, daß schließlich die Freude in bitteres Leid verwandelt wurde.

Einige Kilometer von dem lahmen Jäger entfernt wohnte ein Schweizer, der die üble Angewohnheit hatte, seine Schweine frei herum laufen zu lassen. Nun wollte es das Unglück, daß sie gerade zu jenem alten Gländerheld in die Roca kamen, der die Hauschweine in seiner Einsamkeit, Aufregung und infolge der Dusterheit, für Wildschweine ansah und sie nur so reihenweise hinlegte. Die Enttäuschung am nächsten Tag war nicht gering, als der Schweizer seine Schweine zurück haben wollte. Das Ende vom Lied war, daß unser Scharfschütz nicht nur die Schweine ausfolgte, sondern auch noch eine nette Entschädigung zu zahlen hatte. Aber das Traurige dabei war, daß er nie wieder nach seinem Drilling verlangte und überhaupt nichts mehr von Wildschweinen wissen wollte.

So, oder wenigstens so ähnlich geschehen in einer deutschen Kolonie um das Jahr 1920 herum.

Weidmanns-Heil!  
Hans Alt, Araçatuba.

Eine Viertel Stunde später trat Edith mutig in eine Apotheke. Sie überreichte dem Apotheker den Rezeptzettel und sagte: „Bitte, können Sie das wohl lesen? Es ist für eine Freundin...“

Der Apotheker lachte. „Apotheker können alles lesen, liebes Fräulein!“, sagte er, „und wenn es die schönste Doctorschrift ist. Einen Augenblick!“ Er entschwand hinter einem grünen Vorhang, und Edith wartete mit klopfendem Herzen auf die Uebersetzung der Botschaft.

Endlich kam der Apotheker zurück. Er hielt ein Fläschchen mit einer giftgrünen Flüssigkeit in der Hand.

„Nun?“ fragte Edith erwartungsfroh, „haben Sie es gelesen?“

„Natürlich!“ erwiderte er, wickelte den Rezeptzettel um das Fläschchen und packte beides ein. „Ein vorzügliches Miträgemittel. Vollkommen unschädlich und doch sehr wirksam. Eine Mark fünfundsiebzig, bitte!“

Edith zahlte, nahm das Mittel in Empfang und ging. Es war ihr, als hätte man ihr einen Eimer kalten Wassers über den Kopf gegossen. Als sie über die Kanalbrücke schritt, schleuderte sie das Päckchen in plötzlich erwachendem Zorn ins Wasser...

Am nächsten Tage wartete Dr. Bergner eine Stunde lang vergeblich auf seine ehemalige Patientin.

## Die jiddische „Sprache“

Jiddisch (Jidd — Jude) oder Judenteutsch ist aus der Sprache jener Juden entstanden, die im Mittelalter aus Deutschland nach Osteuropa, besonders Polen und Litauen ausgewanderten und dort gegen Zahlung hoher Personalfsteuern eine gastliche Zufluchtsstätte und Gewährung besonderer Privilegien fanden („astenasische“ oder Ostjuden). Der orthodoxe Jude hängt unerschütterlich fest an den alten Traditionen, sein Wunder, daß er die von den Vorfahren ererbte Sprache auch in der neuen Heimat besonders bei seiner Abgeschlossenheit in den Ghettos und Judengassen der Städte als Umgangssprache in der Familie, und im Verkehr mit seinen Stammesgenossen weiterbehielt, die gleichzeitig eine starke Scheidewand zwischen ihm und dem nicht „rechtgläubigen“ Christen wurde.

Das „Judenteutsch“ ist eine typische Mischsprache mit germanischem, semitischem und slawischem Einschlag. Das Grundelement zu etwa 70 Prozent des Wortschatzes ist ein Mittelhochdeutsches, wie es im Mittelalter von den Juden als Dialekt in Mitteldeutschland gesprochen wurde; ersetzt wurden alsbald viele deutsche Ausdrücke durch hebräische (etwa 20 Prozent), die man jedoch durch deutsche Betonung, deutsche Endungen und wortbildende deutsche Bestandteile und Silben als deutsche Worte behandelte; als drittes Element tritt slawisches Sprachgut (etwa 10 Prozent) hinzu, gegen welches sich das Jiddische im Umgang mit den Slaven nicht hat verschließen können. Geschrieben wird es mit einem eigenen, der hebräischen Quadratschrift entnommenen und für die neue Sprache eigens gebrauchsfähig gemachten Alphabet, der sogenannten rabbinischen Schrift, die von rechts nach links geht. Man hört diese Sprache besonders seit der im Jahre 1881 einsetzenden Massenwanderung der Juden aus Polen und Rußland in der ganzen Welt; von den insgesamt 16 Millionen Juden bewahren etwa zwei Drittel mit 10 Millionen das Jiddische als ihre Mutter-

sprache, davon etwa 5 Millionen in Nordamerika, 2,7 Millionen in Polen und 2,5 Millionen in Rußland.

Die jiddische Literatur erstreckte sich anfangs fast ausschließlich auf Uebersetzungen der Bibel, später auf weltliche Gebiete in der Gestalt von Eedern, Reisebeschreibungen, Novellen, Romanen und besonders seit Anfang dieses Jahrhunderts in zahlreichen Dramen für das große jiddische Theater in New York; Tageszeitungen in jiddischer Sprache mit hebräischer Schrift, etwa 50 im ganzen, findet man in vielen Großstädten. Die Wissenschaft hat sich jedoch bisher um die Erforschung der Entstehung und Entwicklung der jiddischen Sprache und Literatur sehr wenig gekümmert, weil eben diese erkünstelte Sprache ein elender, verschandelter Jargon ist. Tatsächlich bringt dieses verderbte Deutsch dem Deutschstum im Ausland Schaden; dem Germanisten bildet es noch bei der Erforschung der mittelalterlichen deutschen Mundarten eine Fundgrube, da einige aus der deutschen Schriftsprache verschwundenen Ausdrücke sich im „Judenteutsch“ erhalten haben.

In Westeuropa ist am Anfang des 19. Jahrhunderts das Jiddische allmählich durch die einzelnen Landes Sprachen verdrängt worden. Auch in Deutschland erlosch es im vergangenen Jahrhundert mit dem Fallen der Ghetto Mauern und die dadurch entstandene räumliche Vermischung der gesellschaftlich und politisch gleichgestellten Juden mit den Nichtjuden; die letzten in Deutschland jiddisch sprechenden Juden der bei der Teilung Polens übernommenen Provinz Posen haben durch die Massenabwanderungen nach den Großstädten Deutschlands ihre Muttersprache mit dem Deutschen vertauscht. Auffallend ist es, daß trotz der Assimilation selbst bei den meisten gebildeten Juden durch Generationalen hindurch sich die alte Betonung der Worte, der Tonfall und die Gestikulation ihrer jiddisch sprechenden Vorfahren (Mauscheln!) erhalten hat. M. A.

## Liebesbrief in „Doctorschrift“

Erzählung von O. G. Foerster.

Wenn es stimmt, daß man aus der Handschrift eines Menschen seinen Charakter zu erkennen vermag, so müssen manche Nerzte äußerst schwierige und schwer durchschaubare Charaktere sein. Denn ihre Handschriftproben auf Rechnungen und Rezepten sind so genial-unleserlich, daß der gewöhnliche Sterbliche kaum einen Buchstaben, geschweige denn ein ganzes Wort zu erkennen imstande ist. Wieviel psychologische Rätsel muß eine derartige „Doctorschrift“ erst dem zünftigen Graphologen bieten! Nur zwei Menschen können diese Schrift lesen: der Herr Doktor selbst und der Apotheker.

Auch der junge Doktor Bergner besaß diese graphologisch interessante Handschrift, obwohl er keineswegs ein gleichermäßen verwickeltes und undeutbares Charakterbild zeigte. Er war ein strebsamer, tüchtiger und verantwortungsbewusster Arzt und ein frohsinniger, offener und gutmütiger Mensch. Nebenbei: Junggeselle.

Aber seine ausgeprägte Doctorschrift spielte ihm einmal einen bösen Streich. In seine Sprechstunde kam eine junge Blondine mit einem guten, sanften Gesicht. Sie hieß Edith Mantart, und sie litt an einer Sehnenzerrung, die sie sich beim Tennisspielen zugezogen hatte.

Schon bei der ersten Begegnung ergab sich für Dr. Bergner der häufig schmerzliche Sachverhalt der „Liebe auf den ersten Blick“. Nach der fünften Beratung glaubte der junge Arzt aus gewissen Anzeichen schließen zu dürfen, daß auch seine Patientin seine unausgesprochene Neigung erwiderte. Sie erröte unter seinem werbenden Blick und lächelte ihm zu, wenn es Schwester Elisabeth nicht sah. Die Schwester, eine würdige, freundlich-ernste Matrone, war Dr. Bergners Gehilfin. Und leider konnte der Arzt in ihrer Gegenwart seiner Patientin keine Liebeserklärung machen.

sage.“  
„Ich brauche also nicht mehr wiederzukommen?“ fragte sie.

Er schüttelte den Kopf. Sein tieftrauriger Blick machte sie lächeln. „Und die Rechnung?“ fragte sie.

„Ich schreibe sie Ihnen gleich aus!“ Er sah sich nach der Schwester um. Sie puhte am Fenster Reagenzgläser. Dr. Bergner setzte sich an den Schreibtisch, schlug das Tagebuch auf und schrieb die Rechnung für sieben Beratungen. Einmal hob er den Kopf und spähte nach Edith hin. Sie lächelte ihm ermunternd zu.

Da kam ihm plötzlich ein kühner Gedanke. Er riß einen Rezeptzettel vom Block, blickte Edith bedeutungsvoll an und warf schnell drei Zeilen auf den Zettel. Sie lauteten: „Ich liebe Sie! Können wir uns morgen vier Uhr am Friedhofplatz treffen?“

Edith hatte ihn beobachtet, und als er nun, mit einem vorsichtigen Seitenblick auf Schwester Elisabeth, den Zettel zwischen die gefaltete Rechnung legte, nickte sie unmerklich. Er überreichte ihr Rechnung und Liebesbrief und gab ihr die Hand. Sie erwiderte den kofenden Druck seiner Hand und verabschiedete sich. „Die Nächste bitte!“, rief die Schwester zur Tür hinaus...

Als Edith unten auf der Straße stand, zog sie mit erregt-erschrockenen Fingern den kleinen Zettel aus der Handtasche. Doch vergeblich versuchte sie, das wirre Geschreibsel darauf zu entsiffern. Sie ging in den nächsten Park und setzte sich auf eine Bank, um die Botschaft in aller Ruhe zu studieren. Alles Bemühen blieb umsonst. Dr. Bergners Handschrift war schwieriger als die Keilschrift der alten Ägypter.

Ratlos und traurig dachte Edith nach, wie sie dies Rätsel lösen könnte. Und plötzlich hatte sie einen herrlichen Einfall. Auch die Rezepte, die der Arzt ihr während der Behandlung gegeben hatte, waren in der gleichen unleserlichen Schrift abgefaßt. Aber stets hatte der Apotheker sie lesen können!

## Wer lacht mit?

Entschuldigt!

Dem Kleinstauto kauft das Wasser aus dem Kühler. Auf dem Marktplatz der Kleinstadt bildet sich eine Wasserlache. Da sagt ein Eingeborener zu dem verlegenen Besucher: „Ist doch nichts dabei. Er ist ja noch so klein.“

Der Snob.

Frau Tunte, ich sare Ihnen, mit meinen Offen is et ganz furchtbar. Als ich heute nach Hause komme, denke ich, ich soll uff'n Puckel fallen, da hat sich der schon wieder een neuer Auto jekooft.

„Det is ja wirklich allerhand, den Wagen hat er doch erst acht Dage. Wat is denn an die Karre eigentlich kaputt?“

„Meine Tochter hat ihm die Hupe entzwee jemaacht.“

Keine Sorgen.

„Was höre ich? Sie wollen den Mann heiraten, der bei Ihnen zur Untermiete wohnt? Der ist doch so arm wie eine Kirchenmaus! Wovon wollen Sie denn eigentlich existieren?“

„Ach, er ist mir soviel Miene schuldig, daß wir davon die ersten Jahre gut leben können! Und außerdem... sobald wir verheiratet sind, spart er ja wieder die Miene!“

Seine reizende Kleine.

„Wie lange kennst du denn schon die reizende kleine Blondine?“

„Ja... das läßt sich schwer sagen — als reizende Kleine kenne ich sie schon ein halbes Jahr, aber als Blondine erst drei Tage!“

Vermutung.

„Siehst du, Ellischen, du mußt noch viel lernen. Schau mal, wenn ich gähne, halte ich immer die Hand vor den Mund. Warum wohl?“

„Damit dir dein Gebiß nicht rausfliegt, Tante.“

Der Antrag.

„Würden Sie meine Tochter auch heiraten wollen, wenn sie keinen Pfennig Vermögen hätte?“

„Aber ganz gewiß, Herr Schulze.“

„Dann sind Sie entweder ein Käuzer oder ein Trottel. Beides kommt für mich als Schwiegersohn nicht in Frage.“

Gegenbeweis.

„Immer gehst du alleine aus. Deine Kollegen denken sicher, daß ich in deinem Haushalt nur die Köchin bin.“

„Lad sie doch mal zum Essen ein, dann denken sie es bestimmt nicht mehr.“

Nein, wie nett.

„Also, du hast dich mit Egon verlobt. Hat er dir denn auch erzählt, daß ich ihm vorher einen Korb gegeben habe?“

„Na, er hat es angedeutet; er sagte nur, er hätte in letzter Zeit riesiges Glück gehabt.“

Existenzkampf und Alltag

Der eine wie der andere stellen von Tag zu Tag größere Ansprüche an jeden einzelnen von uns. Wer in seiner geistigen und körperlichen Spannkraft anfängt fühlbar nachzulassen, wird ausgeschaltet, um dem Leistungsfähigeren Platz zu machen.

Soweit darf es niemand kommen lassen, der nach vorwärts strebt. Wenn die Anforderungen an Geist und Körper groß sind, besonders hierzulande im subtropischen Klima, dann muß man eben wenigstens jährlich einmal etwas Außerordentliches für seine Gesundheit tun. Den Nerven gibt man neue Aufbaumstoffe durch eine Kur mit Conosfan. Diese hochwertigen, organische Phosphorverbindungen schafft den so notwendigen Kräfteausgleich. Conosfan, ein Bayer-Produkt, erhöht das körperliche Wohlbefinden und stärkt die Nerven.

# ÄRZTETAFEL

## Dr. Mario de Fiori

Spezialarzt für allgemeine Chirurgie  
Sprechst.: 2-5 Uhr nachm., Sonnabends: 2-3.  
Rua Barão de Itapetininga 139 - II. andar - Tel. 4-0038

## Dr. G.H. Nick

Facharzt  
für innere Krankheiten.

Sprechstunden täglich v. 14-17 Uhr  
Rua Libero Badaró 73, Tel. 2-3371  
Privatwohnung: Telefon 8-2263

## Deutsche Apotheke In Jardim America

Anfertigung ärztlicher Re-  
zepte, pharmazeutische  
Spezialitäten - Schnelle  
Lieferung ins Haus.  
RUA AUGUSTA 28 43  
Tel. 8-2182

## Deutsche Apotheke Pharmacia Aurora

Ind.: Carlos Bayer  
Rua Sta. Ephigenia 299  
Tel. 4-0509  
Gewissenhafte Ausführung  
aller Rezepte, Reiche Aus-  
wahl in Parfüm- und Toi-  
letteartikeln.

## Dr. Erich Müller-Carioba

Frauenheilkunde und Geburtshilfe  
Röntgenstrahlen - Diathermie  
Ultravioletstrahlen

Kons.: R. Aurora 1018 von 2-4.30  
Uhr. Tel. 4-6898. Wohnung: Rua  
Groenlandia Nr. 72. Tel. 8-1481

## Deutsche Apotheke Ludwig Schwedes

Rua Libero Badaró 45-A  
São Paulo / Tel. 2-4468

## Diplomierter Zahnarzt

Herbert Pohl

Hochhaus Martinelli  
12. Stock, Zimmer 1232  
Telefon 2-7427

## Dr. G. BUSCH

Diplome der Universitäten München und Rio de Janeiro  
Kon ultoriam: Rua da Consolação 23 - 3. Stock - Tel. 4-4272  
(Palacete Santa Rosa)  
Sprechstunden: Montags bis Freitags von 3-6 Uhr, Sonnabends  
von 1-4 Uhr (Platzkarten). Chirurgie, Frauenheilkunde, innere Medi-  
zin, Haut- und Geschlechtskrankheiten, ultraviolette Strahlen (künst-  
liche Höhensonne) und Röntgenuntersuchungen.  
Wohnung: Alameda Rocha Azevedo 391 - Tel. 7-3007

## Deutsche Färberei und chemische Waschanstalt „Saxonia“

Annahmestellen: Rua Lib. Badaró 73. Tel. 2-2396  
und Fabrik: Rua Barão de Jaguará 980. Tel. 7-4264

## Zeit, Geld und Arbeit

wird erspart, wenn die Erledigung aller Geld-  
angelegenheiten der Bank übertragen wird.  
Wir stellen Ihnen unsere gesamte moderne  
Organisation für die EINZIEHUNG von

DUPLICATAS,  
WECHSELN,  
HYPOTHEKEN-ZINSEN  
MIETEN usw.,

sowie in allen bankgeschäftlichen Ange-  
legenheiten zur Verfügung.

## Banco Allemão Transatlantico

Rua 15 de Novembro 38

## „Zum Hirschen“ Hotel und Restaurant

Rua Victoria 186 - Tel. 4-4561  
São Paulo Inh.: Emil Russig

## Altestes deutsches Familienlokal Ao Franciscano

Bürgerliche Küche - Gutgepflegte Getränke  
Rua Libero Badaró 26 - Telefon: 2-4281  
São Paulo

## Dres. Leheld und Coelho Dr. Walter Hoop

Rechtsanwälte  
São Paulo, Rua Libero Badaró Nr. 30,  
Telef.: 2-0804 - 2. Stock, Zim. 11-16 - Postfach 444

## Uhren und Reparaturen

Deutsche Uhrmacherei  
Rua S. Bento 484, 1. St., Saal 1 (über Casa Leite)



## Deutsche Handwerker

### Richard Kröniger

Edelsteinschleiferei. Rua  
Xavier Toledo 8-A -  
Telefon: 4-1083

### Jorge Dammann

Deutsche Damen- u. Herren-  
schneiderei. Große Auswahl  
in nat. u. ausländ. Stoffen.  
R. Dourana 193, Tel. 4-2320

### Josef Hüls

Erstklassige Schneiderei. -  
Mäßige Preise. - Rua Dom  
José de Barros 266, fobr.,  
São Paulo, Telefon 4-4725

### Heinrich Lutz

Deutsche Schuhmacherei  
Rua Sta. Ephigenia 225

### Radio Herz

Rua Dom J. de Barros 265  
(gegenüber Gef. Germania)  
Reparaturen aller Typen. -  
Apparatebau,  
Transformatorwicklung.

### João Knapp

Klempnerei, Installation.  
Regist. Rep. d. Aguas u.  
Ejg. - Rua Mont. Baffa-  
laqua 6. Telefon: 7-2211

### Georg Diegmann

Schneidermeister  
Rua Aurora 18

### Rockmann & Lichtenthaler

Rua Aurora Nr. 135

### Altestes deutsches Möbelhaus

Grosse Auswahl in kompl.  
Zimmern u. Einzeilmöbeln.  
Auch TAUSCH und KAUF  
von gebrauchten Möbelstücken

### Familienpension

### CURSCHMANN

Rua Florencio de Abreu  
133, Sobr. (bei Bahnhof)  
Telephon: 4-4094

# VIGOR- MILCH

Die beste Milch in São Paulo

S. A.

## Fabrica de Productos Alimenticios "VIGOR"

Rua Joaquim Carlos 178  
Tel.: 9-2161, 9-2162, 9-2163

# SOCIEDADE TECHNICA BREMENSIS LTDA.

São Paulo - Rua Florencio de Abreu Nº 139  
Curitiba - Praça Generoso Marques Nº 20

## Maschinen u. Werkzeuge

fuer Metall-, Blech- und Holzbearbeitung, Elektrische Schweiß-  
maschinen, Pumpen "Weiss", Feuerlöcher "Malmos", Schweiß-  
schelben "Oroxo", "Alpine" Sägele, Elektrowerkzeuge "Fels".  
Landwirtschaftliche Maschinen.

## Graphische Maschinen

Jeder Art. Maschinen fuer Papierverarbeitung und Karton-  
genindustrie, Druckerei-Materialien, "Intertype" Setzmaschinen.  
Vertrieb der Erzeugnisse der Schriftgiesserei "Fustymod".  
Moderne Reparaturwerkstätten.

## Elektro Materialien

Groesstes Lager aller Installationsartikel, Draehle, Kabel, Moto-  
ren, Dynamos, Schallapparate, Elektrische Haushaltsartikel,  
Beleuchtungsgeleser, Lampen.

## Feld- u. Eisenbahnmateriel

Alleinverkauf der Erzeugnisse der Orenstein & Koppel A. G.  
Dieselmotorlokomotiven, Strassenwalzen, Bagger, Grosser Stock  
von Feldbahnmateriel und schweren Schienen.

## Cliché Fabrik

Autotypen, Strichzeichnungen, Mehrfarben-Clichés in hoehster  
Vollendung. Entwuerfe, Zeichnungen, Re-  
tuschen, Photolithos, Groesste Anstalt Südamerikas.

## Schwesterfirma

Spezialhaus fuer graphische Maschinen

## C. FUERST & CIA.

LTDA.  
Rio de Janeiro - Rua Tenente Possolo Nº 15-25  
Pernambuco - Porto Alegre

# Gehetzte Menschen

Ein Roman aus den Jahren nach 1923 von Tüdel Weller

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, Verfilmung, Radiosendung, vorbehalten.  
Copyright 1937 by Zentralverlag der NSDAP, Frz. Eher Nachf., München.

(11. Fortsetzung)

Ueberall ergluehen schon die Lichtreklam-  
men, vor einem Kabarett dritten Ranges,  
einem äusserlich auf Weltstadt zurecht ge-  
machten Tingeltangel steht ein blau und gold  
betresser Türhüter und bewacht den Ein-  
gang oder vielleicht auch nur die mehrere  
Quadratmeter umfassende Affiche. Sie ist mit  
einem schreiend bunten Plakat beklebt, dar-  
stellend eine Tänzerin; Bekleidung: Dekol-  
leté mit etwas Saum drumherum. Knallend  
verkündet der in Groteskbuchstaben gesetzte  
Aufdruck: Der Weltschlager der Saison -  
heute zum hundertsten Male die grosse Aus-  
stattungsrevue: „Lauf“ doch nicht immer nackt  
herum.“ Dazu das überragende Beiprogramm  
mit Bobbie Suter.

Alles ist wie sonst. Nur irgendwo in ei-  
nem saalartigen Zimmer tagen bei verschlos-  
senen Fensterläden - und jetzt gewiss wie-  
der auch bei magischem Kerzenlicht - die  
Söhne des Teut und retten Deutschland mit  
Wodanskult und völkischer Aufmachung. Und  
zerstören sinnlos ein Pflänzchen, einen Keim,  
der so zart ist, dass er zum Leben der sorg-  
samsten und kundigsten Pflege bedarf. Und  
bilden sich allen Ernstes ein, im Rahmen  
der übrigen Aufgaben, mehr so nebenher,  
die Judenfrage zu lösen: hat Alexander der  
Grosse nicht auch mit einem einzigen Schwert-  
hieb den gordischen Knoten durchhauen? Na  
also... so machen wir's auch! So schaffen  
wir die Judenfrage aus der Welt.

Diese Judenfrage, denkt Peter Mönkemann,  
an der sich schon die ganze Welt ergebnislos  
versucht. Seit Hunderten von Jahren.  
„Ich bin hier gleich zu Hause,“ sagt er.  
„Kommen Sie noch mit zu mir?“  
„Nein - Kamerad, heute kann ich nicht  
... habe noch zu arbeiten!“  
„Schade - man hätte sich noch ein we-  
nig unterhalten können.“

## Confeitaria Biennense

Altestes und vornehmstes Haus

Nachm. und abends  
gutes Konzert

Tel. 4-9230 - RUA BARÃO DE ITAPETININGA 239 - S. Paulo

„Leider geht es nicht, aber“ - versucht  
Klaus dem anderen beizustehen - „nehmen  
Sie es doch auf die leichte Schulter. Be-  
trachten Sie doch die ganze Angelegenheit  
von der humoristischen Seite... anderes  
bleibt nämlich nicht übrig.“  
„Und gerade das kann ich nicht, Kame-  
rad Wagner! Denn sehen Sie: dieser düf-  
tige Zeitgenosse, dieses Abziehbild eines deut-  
schen Mannes, ist - so scheint es mir -  
auch ein Typ dieser Zeit. Ist Symbol unse-  
rer nationalistischen Zerrissenheit, denn es  
tummeln sich Dutzende ähnlicher, gleich frag-  
würdiger Gestalten in den Tempeln der völ-  
kischen Erneuerung. Auch er ist nur ein  
leuchtendes Aushängeschild für unsere Ge-  
buer: seht her, werden sie ausrufen, sobald  
sie von seinem Tun erfahren, seht her, diese  
teutschen Hohlköpfe! Sie sind zum Schreiben  
blöde, sie wollen zurück zu Bärenfellen und

gefülltem Methorn, zurück in die heiligen  
Haine, darin Wodans Rabe krächzt. Und  
man sollte sie gewähren lassen, wenn sie  
nicht auch den Femord predigten! Dar-  
um - ausrotten! fordern sie.“  
„Und die Juden ebenfalls!“ fügt Klaus  
Wagner hinzu.  
„Ja, das auch - aber das sagen sie lei-  
der nicht. Und nun frage ich Sie, Kamerad  
Wagner, soll man darüber lachen? Ist es  
nicht vielmehr zum Bejammern?“  
„Ich gebe es zu - Sie haben recht! Aber  
so ganz schlimm betrachte ich es doch nicht,  
denn wenn man wirklich einem anderen von  
dem, was wir heute erlebten, erzählte -  
man brauchte nicht das Geringste hinzuzu-  
fügen -, er würde uns nur auslachen, wür-  
de uns für übergeschnappte Phantasten hal-  
ten!“

Sie trennen sich, und Peter Mönkemann  
irrt bis in die Nacht hinein durch die Stras-  
sen. Er hat vieles mit sich abzumachen.  
Der Dienst am Finanzamt bedeutet keine  
ungetrübte Freude, er ist vielmehr mit lang-  
weiligem und geisttötendem Stumpfsinn ver-  
bunden, wenigstens bei den kleinen Ange-  
stellten verhält es sich so. Es ist eigentlich  
immer dasselbe: Name, Geburtsort, Geburts-  
datum, Religion, Strassenbezeichnung, Höhe  
des Einkommens, des Umsatzes, der Werbe-  
kosten, Kapitalertragsteuer... Umsatzsteuer  
... Einkommensteuer... macht einschliesslich  
der Zuschläge... hiervon abzusetzen... bleibt  
ein Steuerfall von soundsoviel Mark.  
Heute ist Mittwoch, da gibt's Lungen-  
haschee oben in der Kantine, dreimal in der  
Woche kommt Lungenhaschee auf den Tisch,  
warum nur, warum? Kann der Mann da  
oben nichts anderes kochen? Oder sind die  
Rohmaterialien hierbei am billigsten... denn  
teuer ist das Essen nicht, das kann nicht be-  
hauptet werden. Aber dreimal in der Wo-  
che Lungenhaschee - brr - scheint aber  
auch Berliner Spezialität zu sein. Was ist  
zu machen? Die Zeiten sind nicht eben ro-  
sig, die Brotkarten stehen noch in ausrei-  
chend deutlicher Erinnerung, man führte sie  
hier noch drei, vier Jahre nach dem Krieg.  
„Bitte, reichen Sie mir doch die Mappe  
römisch drei Buchstabe A. J. Ziffer 3688,  
Herr Mönkemann. Ich danke sehr...“ und  
nun beginnt Herr Blappuhn eine jener Un-  
terhaltungen, mit denen er sich zwischendurch  
gern die Zeit verkürzt. Peter Mönkemann  
kann über ihn eigentlich nicht klagen; er  
wird von ihm stets kameradschaftlich behan-

Sie trennen sich, und Peter Mönkemann  
irrt bis in die Nacht hinein durch die Stras-  
sen. Er hat vieles mit sich abzumachen.  
Der Dienst am Finanzamt bedeutet keine  
ungetrübte Freude, er ist vielmehr mit lang-  
weiligem und geisttötendem Stumpfsinn ver-  
bunden, wenigstens bei den kleinen Ange-  
stellten verhält es sich so. Es ist eigentlich  
immer dasselbe: Name, Geburtsort, Geburts-  
datum, Religion, Strassenbezeichnung, Höhe  
des Einkommens, des Umsatzes, der Werbe-  
kosten, Kapitalertragsteuer... Umsatzsteuer  
... Einkommensteuer... macht einschliesslich  
der Zuschläge... hiervon abzusetzen... bleibt  
ein Steuerfall von soundsoviel Mark.  
Heute ist Mittwoch, da gibt's Lungen-  
haschee oben in der Kantine, dreimal in der  
Woche kommt Lungenhaschee auf den Tisch,  
warum nur, warum? Kann der Mann da  
oben nichts anderes kochen? Oder sind die  
Rohmaterialien hierbei am billigsten... denn  
teuer ist das Essen nicht, das kann nicht be-  
hauptet werden. Aber dreimal in der Wo-  
che Lungenhaschee - brr - scheint aber  
auch Berliner Spezialität zu sein. Was ist  
zu machen? Die Zeiten sind nicht eben ro-  
sig, die Brotkarten stehen noch in ausrei-  
chend deutlicher Erinnerung, man führte sie  
hier noch drei, vier Jahre nach dem Krieg.  
„Bitte, reichen Sie mir doch die Mappe  
römisch drei Buchstabe A. J. Ziffer 3688,  
Herr Mönkemann. Ich danke sehr...“ und  
nun beginnt Herr Blappuhn eine jener Un-  
terhaltungen, mit denen er sich zwischendurch  
gern die Zeit verkürzt. Peter Mönkemann  
kann über ihn eigentlich nicht klagen; er  
wird von ihm stets kameradschaftlich behan-

## ADLER

TRUMPF 1.7 LITER

**DER MEISTER DER KURVEN**  
IMPORT:  
**P. BUCKUP & CIA / SÃO PAULO**

## „Sublime“

die beste Tafelbutter

**Theodor Bergander**  
Al. Barão Limeira 117, Telefon 4-0620



## Beschleunige Deine GENESUNG durch TONICO BAYER!

WENN nach einer Krankheit Schwache, Appetitlosigkeit und Mangel an Lebenslust die Genesung verzögern, weil das Blut noch nicht wieder in der Lage ist, seine normalen Funktionen zu übernehmen, dann stellt TONICO Bayer eine wertvolle Hilfe dar. TONICO Bayer stärkt den Organismus und weckt die Lebenskraft.



- Die Wirkung ist sofort spürbar und haelt lange an; denn TONICO Bayer bildet Blut, kraeftigt die Muskeln, staerkt das Nervensystem und regt den Appetit und die Verdauung an.

**WAS IST TONICO BAYER?**  
Es ist das Staerkungsmittel, das nach dem heutigen Stand der Wissenschaft alles enthaelt, was fuer den Organismus lebenswichtig und wertvoll ist; naemlich Vitamine, Leecerextrakt, Calcium, Phosphor und andere Substanzen von grossem therapeutischem Wert. TONICO Bayer wird von den weltbekanntesten Bayer-Laboratorien hergestellt. Bedarf es noch einer weiteren Garantie?

# TONICO BAYER



ERNEUERT DIE LEBENSKRAFT

## CASA TURF

Rua Direita 13-a

Das deutsche Haus für feine Herren-Artikel

JENKE & SCHAEFFTER

## BANDONEONS und Schifferklaviere (Gaita piano)

der Weltmarke AA (Alfred Arnold) sind die meistgesuchten. — Generalvertreter:

**Adolf Schwab, Pelotas** Rio Grande do Sul

Agenturen an verschiedenen Plätzen können noch vergeben werden.

## Gefunde Menschen

sollen daran denken, dass auch an sie und ihre Kinder unerwartet Krankheiten herantreten können. Deshalb schütze Dich gegen unvorhergesehene Not durch sofortigen Eintritt in die

## Krankentasse des Deutschen Hilfswerks

Auskunft und Entgegennahme von Anmeldungen in der Geschäftsstelle, Rua Libero Badaró 346, 4. Stock, Tür 6, sowie in allen Zweigstellen.



# AO PINGUIM

RESTAURANTE: AV. SÃO JOÃO 128  
E TAVERNA: RUA ANHANGABAHÚ, 2

H. Hillebrecht

São Paulo

Telefon:

Bar 4-5507

Gruta 4-2626

Ausgezeichnete Küche Jeden Sonnabend: Feijoada completa  
Allabendlich Künstlerkonzert, 7-1 Uhr; Sonn- u. Feiertags: Frühkonzert

## CONDOR FLUGDIENST

<p>→ PASSAGIERE</p> <p>→ POST</p> <p>→ FRACHT</p>	<p>Telegr. AERONAUTA</p>
<p>Succursal SÃO PAULO: Tel.: 2-7919 Rua Alvaros Penteado, 8</p>	<p>Succursal SANTOS: Tel.: 5001 Rua 15 de Novembro, 19</p>

## Adolpho E. Müller & Cia.

Flor. de Abreu 172 Caixa postal 712  
Telefon 4-2617

Generatoren für Gleich- und Wechselstrom — Elektromotoren für alle Zwecke — Ventilatoren — Werkzeugmaschinen — Hebezeuge — biegsame Wellen usw. — Zubehör für elektrische Kühlrichtungen.

## CASA LITORAL

Rua General Osorio 152.  
Tel. 4-1293

Feinste Wurstwaren, Butter, Käse, Delikatessen aller Art. Sämtliche Backzutaten. Lieferung frei Haus.

## GOLD TOP SCHOTTISCHER WHISKY



ist destilliert in Schottland von  
**MALCOLM SCOTT & CO. LTDA.**  
und graduiert in São Paulo von

**ERVEN LUCAS BOLS.**

Durch die statt in Schottland hier vorgenommene Gradierung wird eine erhebliche Summe an Zoll gespart. Sparen auch Sie und verlangen Sie bei Ihrer nächsten Bestellung

## GOLD TOP

Erhältlich in Flaschen und Litern.

delt. Nur Werner Lütke ist ausser ihnen anwesend, der schläft, und doch ist es nur ein Flüstern:

„Sagen Sie mal, Herr Mönkemann, wo haben Sie eigentlich diese gefährlich aussehende Narbe her?“

Merkwürdig, wie viele Menschen danach fragen. Zuerst will er flunkern, der Zeitangestellte, doch dann erinnert er sich: steht dieser Herr nicht rechts? Zwar nicht ganz rechts, versteht sich, aber immerhin — mal sehen, wie er es aufnimmt: „Die Narbe stammt aus meiner Freikorpszeit — aus dem Kapp-Putsch, Herr Blappuhn.“

„Kapp-Putsch? Sie waren in einem Freikorps? Glänzend... einfach glänzend... so etwas habe ich mir von Ihnen schon immer gedacht! Wissen Sie, ich bin nämlich —“ und dann haucht er dem Jüngeren sein politisches Glaubensbekenntnis ins Ohr. Und dabei ist doch keiner, der es nicht erfahren dürfte, anwesend. Werner Lütke schläft doch. Das ist auch dem Oberinspektor bekannt, zu gewissen Stunden gehört das zu dessen eisern ausgeübten Gewohnheiten. Und dann zwinkert Herr Blappuhn vertraulich mit einem Auge:

„Aber — Mund halten, Sie verstehen doch! Wir arbeiten vorläufig noch in der Stille, müssen es ja! Bei dieser Regierung, dieser allgemeinen Einstellung...“

„Warum?“ tut der junge Mann verwundert. „Warum tragen Sie Ihre politische Ueberzeugung nicht laut unter alle Leute? Nicht hier in des Finanzamt herein, Sie halten sie doch wohl für richtig, oder nicht?“ Der Oberinspektor macht ein ausserordentlich vorwurfsvolles Gesicht: „Wie können Sie nur so reden, ich bitte Sie, Herr Mönkemann! Wie stellen Sie sich das nur vor... hier im Finanzamt?“

„Wieso denn nicht?“ beharrt der Zeitangestellte, naiv und sich dumm stellend. „Was soll denn dabei sein... Sie sind doch fest angestellter Beamter. Auf Lebenszeit angestellt... mit Pensionsberechtigung! Wenn

Sie schon Befürchtungen wegen Ihres Auskommens haben; worin bestehen die denn. Denn Ihnen kann doch praktisch gar nichts passieren!“

Der Oberinspektor verlässt plötzlich seinen Fuchsbau. Er überzeugt sich zuerst, dass Werner Lütke an seinem Tischchen eingeschlafen ist. Und dann erst sagt er, und es geschieht in beschwörendem Ton:

„Der Oberregierungsrat ist doch Sozialdemokrat!“

„Na... und?“

„Und hat höchste Beziehungen... bis in die obersten Regierungsstellen hinein.“

„Was Sie nicht sagen... aber was hat denn das mit Ihnen und mit Ihrer politischen Ueberzeugung zu tun?“

„Verstehen Sie denn immer noch nicht? Ich hätte Sie eigentlich für schlauer gehalten, Herr Mönkemann. Wenn nämlich der Oberregierungsrat von meiner politischen Einstellung Wind bekommt, dann könnte es sein, dass man nach Mitteln und Wegen sucht, um mich abzuschleichen. Und man findet immer etwas, wenn man nur will!“

„Ist denn das so schlimm, Herr Blappuhn?“

„Aber ich muss doch sehr bitten!“ antwortet der, sehr aufgebracht.

„Meine Pension würde in diesem Fall nicht einmal siebenzig vom Hundert meines Dienstgehaltes ausmachen!“

„Ach so — jetzt verstehe ich!“

„Nicht wahr?“ beruhigt sich der Aeltere schnell... „jetzt verstehen auch Sie. Da glaubt man immer, unsereiner habe als Beamter nichts zu befürchten, ja — Pustekuchen! Wenn die hohen Herrschaften, die Akademiker, was finden wollen, dann finden Sie etwas!“

Und bei dir dürfte Verschiedenes zu finden sein, denkt der Jüngere.

„Uebrigens — einen guten Rat will ich Ihnen geben: seien Sie ja vorsichtig Herrn Seibel gegenüber,“ warnt der Oberinspektor.

„Das ist der Schlimmste von allen, der ist dem Teufel selbst von der Schaufel gesprun-

gen. Ein ganz gefährlicher, hinterlistiger Bursche. Der Grossangeber hier im Amt, er hat mehr zu sagen als der Personalchef und Bürovorsteher zusammen. Hier hustet nicht mal eine Mücke, ohne dass er es nicht dem Ober berichtet, nur mir kann er nicht an den Wagen fahren, dieser... Judengebelle, der niederträchtige.“

„Sie kommen aber doch ziemlich gut mit ihm aus, soviel man sehen kann.“

„Natürlich — natürlich! Sollte ich Krach mit ihm anfangen, mich mit ihm überwerfen? Das hat Abteilungsleiter Bauer oben auf der Kanzlei versucht, und dafür wird man ihm bald den Zylinderhut in die Hand drücken.“

„Ich weiss schon, hörte davon. Sibirien, nicht?“

„Ganz recht, die Kanzlei heisst Sibirien. Dahin wandern hier unten aus den Büros alle die ab, die Herrn Seibel unangenehm sind, vor allem kommen hier selbstverständlich die Zeitangestellten in Frage. Ich halte es in Ihrem Interesse für angebracht, Sie darauf aufmerksam zu machen. In politischer Hinsicht ziehen wir doch sozusagen an einem Strang,“ lächelt er, „müssen also ein wenig zusammenhalten!“

„Das möchte ich noch bezweifeln, Herr Blappuhn!“

„Ach — Sie Schächer —“ scherzt er jetzt, in völligem Missverständnis... „arbeiten auch in der Stille, wie? Wollen öffentlich auch keine Farbe bekennen, verstehe ich — verstehe ich vollkommen. Aber bei mir —“ sagt er, wohlwollend und gönnerhaft — „bei mir können Sie ruhig auspacken, können... frisch von der Leber weg reden, wenn — — wir allein sind.“

Verdammt Bockmist! knirscht der Junge im stillen. Elender Spiesser. Und antwortet, gesättigt von Hohn:

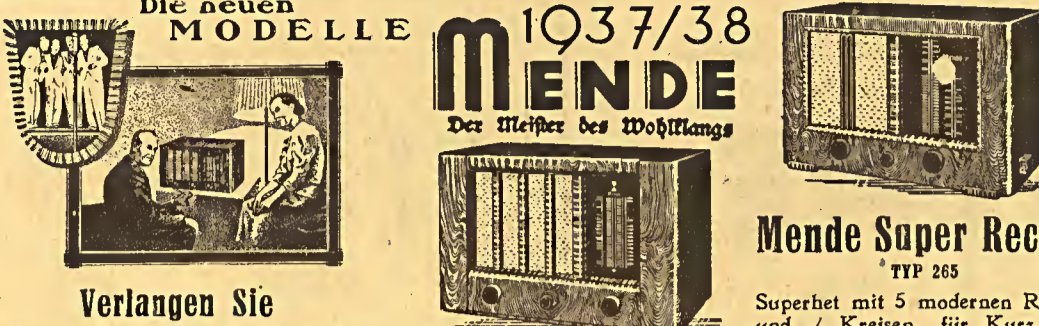
„Treudeutsch allewege!“

Wahrhaftig — der andere nimmt auch das für bare Münze: „Jawohl, Herr Mönkemann, jawohl! Hie gut deutsch allewege! Ich sehe — wir verstehen uns glänzend. Solange dieser Sattlermeister oben sitzt, solange wir nicht zu einem Hohenzollern aufblicken können, solange wird es auch schief gehen bei uns.“

## Was tun...?

Tue doch einfach das, was abertausende von Müttern getan haben und erlaube Deinem Kind mit Kuckuck! Du sollst sehen, schnell wird sich die Verdauung Deines Kindes regeln, so daß Du Deine helle Freude daran hast.

Die neuen **MODELLE** **M 1937/38**  
**MENDE**  
 Der Meister des Wohlklangs



**Mende Super Record**  
 TYP 265  
 Superhet mit 5 modernen Röhren und 7 Kreisen, für Kurz- und Langwellenempfang.  
**Grosse Reichweite - absolute Trennschärfe und die bekannte MENDE-Tonqualität!**  
**Eine Rekordleistung in Qualität zu einem wirklichen Reklamepreis!**

**Mende Luxus Super**  
 TYP 365  
 Superhet mit 8 modernen Röhren und 9 Kreisen. Alle letzten technischen Neuheiten, wie Magisches Auge, Verstärkungsfreie Bandfilter, wirkungsvollster Fadingausgleich etc.  
**Stilvolles, wunderschönes Nussbaumgehäuse.**

Verlangen Sie eine unverbindliche Vorführung!

Alleinige Importeure und Depositäre:  
**CASA MENDE**  
 Largo Paysandú 110 - Loja - Telefon 4-7690

Möblierte Zimmer  
 zu vermieten  
 Rua Bella Cintra 67  
 Telefon im Haus  
 4-6377  
 Zu verhandeln nach  
 7 Uhr abends

**Schlesien'-Hefte**  
 sind bereits erschienen.  
 Preis 2\$000. - Einzelsendungen nach dem innern einschl. Porto Rs. 2\$500.

Wer sein Geld stets in der Tasche trägt, gibt es aus.  
 Legen Sie jeden Monat nur einen kleinen Betrag auf  
**Sparkonto**  
 an, so erleichtern Sie sich das Sparen, und das zurückgelegte erhöht sich um Zins- und Zinseszinsgewinn.

**Banco Germanico**  
 da America do Sul  
 São Paulo

Rua Alvares Penteadó 17 (Ecke Rua Quitanda)  
 Rio de Janeiro, Rua da Alfandega 5  
 Santos, Rua 15 de Novembro 114

**WINDECK & CIA**



Die Herrensneider

**SÃO PAULO**  
 RUA DOM JOSÉ DE BARROS, 282  
 Telefone: 4-5761 - Caixa 1051

**Confeitaria Allemã**  
 moderne Bäckerei empfiehlt seine ff. Torten, Kuchen aller Art, tägl. fr. Schwarz- und Korbweibrot, sowie westfäl. Pumpernickel usw.  
**Wilhelm Beurschgens**  
 Praça Princesa Isabel 2  
 Telefon: 5-5028

Die neuen Sturmlaternen  
**Petromax Rapid**



sind mit **Schnell-Zündung** versehen, ohne Alkohol-Vorheizung und brennen sowohl Gasolin wie auch Petroleum

Erstklassige deutsche Qualitätsware der  
**Ehrich & Graetz A. G.**  
 Berlin SO 36

Lieferbar in 3 Grössen bis zu 500 Kerzen, mit oder ohne Blendschirm

Ausführlichen Katalog mit Abbildungen und Preisen, auch über **Petromax-Hängelampen, -Tischlampen** und die weltbekannten **Graetzin-Alkohol-Hängelampen** erhalten Sie im Fabrikslager

**E. OLDENDORF**, Caixa postal 1072, **SÃO PAULO**  
 Rua Senador Quelroz 79-A - Tel. 4-0190  
 Agentur und Lager in Rio: **LEO VOOS**, Rio de Janeiro  
 Rua São Pedro 106, 3º andar  
 In Curitiba: **CLAUS JOHANN**, Curitiba, Rua Dr. Muricy 282-A

Was ein Ring für eine Hand,  
 ist ein Bildnis für die Hand.

Denn es strahlt u. bringt Belebung u. verzaubert die Umgebung.

**GALERIA HEUBERGER**  
 AVENIDA RIO BRANCO - 118

Verstehen uns glänzend...? Sagte das nicht auch dieser pseudovölkische Nimrod? O diese gottverdammten Philister, einer wie der andere. Nehmen das Maul voll von hohen Sprüchen, strotzen von billigem Patriotismus und scheissen sich in die Hosen, sobald es Farbe zu bekennen gilt. Der eine hat Angst, dass er nicht in die Grossindustrie steigen kann, und verzapft deshalb seinen Blödsinn hinter geschlossenen Fensterläden, und der andere kriecht einem kleinen Judenbengel tagtäglich in den Hintern, denn wenn man ihn pensioniert, so bekommt er nur siebzig Prozent seines Dienstgehaltes.

Aber wenn er allein ist, so wirft er sich in die Brust wie ein Schwein in den Kot: Hie gut Deutsch allewege! Solange wir nicht einen Hohenzollern - und Fritz der Sattler ist ihm nicht deshalb verhasst, weil er zum grossen Verein der beamteten Landesverräter gehört, sondern nur, weil er dem Arbeiterentum entstammt. Und der andere... am

Anfange beginnen, beim Urväterglauben... Wodanskult... neue Nationalhymne... Pro-sit-ex!

Wo ist der Mann, der diesen Chimborasso von dünnkelhaften Unflat, von brüllend blödem, gottgefällig lächelndem Spiessertum aus dem Weg räumt? Gesegnet, dreimal gesegnet der Tag, an dem er Generalreinigung hält im deutschen Vaterland! Ein unbekannter Gott müsste es sein, in Menschengestalt!

Dreimal gesegnet, und willkommen geheissen mit den unverhüllt fliessenden Freuden-tränen aller Guten, Jungen und Aufrechten. Aller der, die noch in die Irre gehen, weil sie ihn nicht sehen, nicht kennen!

„Nehmen Sie sich also vor Herrn Seibel in acht!“, schliesst der Oberinspektor. „Ich gehe ja jetzt in Urlaub, er wird mich hier vertreten, und es wäre mir sehr unangenehm, wenn in der Zwischenzeit irgend etwas Unvorhergesehenes passierte.“

Hat er eigentlich keine Angst, dass der andere in seiner Abwesenheit hinter seine Schieblungen kommt? denkt Peter Mönkemann. Kaum anzunehmen, denn unter sich werden sie beide mit offenen Karten spielen. Der andere schiebt ja auch - ein einziger Blick in gewisse Aktenstücke kann dem Kundigen alles verraten. Gerade in letzter Zeit wurden da ganz beträchtliche, fast gewalt-sam ausgerichtete und begründete Ermässigungen vorgenommen. Das Geraune im Fuchsbau hörte und hörte nicht auf, es hatte den Anschein, als ob Herr Blappuhn vor Antritt seiner Ferien noch schnell alle „grossen Zensiten“ erledigen wollte.

„Bin nur neugierig, wie der Jude Seibel das halten wird“, meinte Peter Mönkemann zu seinem Mädchen, das er, wie so oft schon vorher, vom Dienst abholte. „Er ist ja schwerhörig wie eine taube Nuss, da wird man allerhand vorserviert bekommen.“

„Wovon sprichst du eigentlich, Peter?“

„Ach ja - ich bin in Gedanken noch im Finanzamt. Entschuldige bitte, Galathe.“

„Eine frostige Begrüssung, Peter, findest du nicht auch?“

„Recht hast du, und darum - guten Tag, Fräulein Galathe Brückner,“ sagt er mit ge-

macher Förmlichkeit. „Ich wünschte, dass Ihre heutigen Dienststunden nicht allzu anstrengend gewesen sind.“

„Nein - so auch nicht, Peter. Das ist, wie mir scheinen will, ein - etwas gesuchter Scherz.“

„Schön - dann nicht. Und nun richtig: Guten Tag, liebes Mädchen Galathe!“ Und reicht ihr die Hand hin und blickt ihr dabei - warm und gut - in die schönen, blauen Augen. Und sieht auch das duftige helle Kleid, die sportlich betonte Note und den ranken, biegsamen Körper, der darin steckt. Und denkt: eigentlich müsste weiss, nicht rot, die Farbe der Liebe sein, und denkt weiter: mir gehört dieses Mädchen, mir ganz allein...

Und dann ist auch schon der Schauer da, der das Blut hochwirbelt, süss, quälend und unruhig. Der Schauer, den er früher nie verspürte...

„So ist es richtig,“ lobt das Mädchen. Und freut sich.

„Was denkst du jetzt, Peter? Du machst ein so ernstes Gesicht - so, als ob du mich verschlingen wolltest.“

„Ich denke daran,“ sagt er verhalten und zärtlich, „dass ich dich sehr lieb habe!“

„O - das freut mich aber... unsäglich. Und was beginnen wir heute, mein Herr und Gebieter?“ scherzt sie, frohgelaunt.

„Gar nichts vorerst. Wir bummeln ein wenig durch die Stadt. Einverstanden?“

„Gewiss. Also bummeln wir. Wollen wir zu der Gedächtniskirche... weiter über die Tauentzien, den Kurfürstendamm? Da sind so wunderschöne Läden!“

„Und mir sind zuviel Juden da.“

„Immer die Juden. Lass sie doch, Peter!“

„Ich möchte schon - aber sie lassen mich nicht, Mädchen.“

„Warum denn nicht, Peter?“ Du musst doch einen Grund dafür haben.“

„Sicher - einen Grund dafür habe ich. Aber ich kenne ihn nicht so genau, es sind auch wohl viele Gründe. Die Hauptsache: es treibt mich eben.“

„Was treibt dich denn?“

„Mädchen - du fragst mir noch das Herz aus dem Leib.“

„Dein Herz gehört doch ohnehin mir,“ lächelt sie, lind und lieb. „Oder nicht?“

„Doch - es gehört dir. Es gehört dir ganz allein!“

Du lügst! sagt eine Stimme in ihm. Du

**Erschoepfung -**  
 geistige und koerperliche  
 - verursacht durch Arbeitsüberlastung oder Sport, sowie Gedächtnisschwäche, werden leicht behoben durch **“RECRESAL”**, das deutsche, von den Ärzten bevorzugte Phosphor-Stärkungsmittel. Prospekte durch Caixa Postal 833, Rio.



**Recresal**  
 „belebt Koerper und Geist“

**SCHLAFEN... TRAEUMEN...**  
 Ja!  
 Leider aber nicht möglich, wenn Schlaflosigkeit unsere Augen offenhält, qualvoll wie eine Folterstrafe. Nur **ADALINA** kann uns helfen!  
 Eine Tablette in einem halben Glas Wasser bewirkt schnell eine leichte Beruhigung, die in einen gleichmässigen Schlaf übergeht, und am nächsten Tag erwachen wir frisch und gestärkt.



**ADALINA**  
 BAYER



Santa Ephigenia 271 Praça Patriarcha 6  
Tel. 4-4446 Tel. 2-8332

Damen- und Kinderwäsche  
Bettwäsche — Pyjamas

Grosse Auswahl  
In eigenen Werkstätten hergestellt

In Santos an der Praia  
Praça da Independencia 7/14  
Hotel Deodoro

Sehr gutes deutsches Haus. — Niedrige Preise. —  
Erstklassige Küche. Bes.: Conr. Müller.

### „A INFORMADORA“

PRÉDIO PIRAPITINGUY - Rua Boa Vista Nr. 25  
salas: 101-102

Rechtsauskünfte, vereidigte Uebersetzer, Einreiseerlaub-  
nis, Carta identidade, Kontrakte aller Art, Steuerange-  
legenheiten sowie sämtliche Angelegenheiten mit den  
Behörden. — Persönliche Angelegenheiten von 5-7 Uhr.

## Wein aus Orangen

und anderen Früchten unter Verwendung der  
deutschen **Edel-Weinhefen „Bierka“** sollten  
sie nicht verfäulen, jetzt herzustellen. Die  
Bierka-Edelhefen sind für Hausgebrauch und  
industrielle Erzeugung von Wein gleich gut  
geeignet. Zu beziehen durch die Pharmacia:  
Schwedes, Beado d'Uro und Ypiranga oder  
direkt durch den Hauptvertreter

Engenheiro H. HACKER  
São Paulo - Caixa postal 1767

Ein herrliches Erinnerungs-Dokument:

# WOCHEN

SONDERNUMMER

## Das deutsche Oesterreich

Das große Geschehen in unzähligen  
herrlichen Bildern / Landschaften und  
Städte / Große Deutsche aus Oesterreich  
Aus der Kampfzeit der österreichischen  
Nationalsozialisten / Bildkarte u. a. m.  
Erscheint Montag Ueberall für 40 Pfennig

## Farben - Lacke - Pinsel

und alle übrigen Bedarfsartikel  
für Hausanstrich und Dekoration

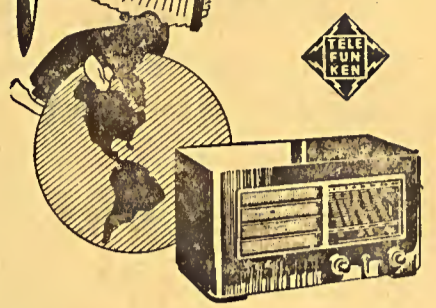
Müller & Ebel, R. José Bonifácio 114

## Handbuch der Ingenieurwissenschaften

16 Bände, antiquarisch,  
billig abzugeben

Typographia Wenig  
Rua Victoria 200, São Paulo

Line Welt voll  
Musik



erschliesst sich Ihnen mit jedem  
Rundfunk - Empfangsgerät von  
Telefunken. Sie hören Musik und  
Sprache in natürlicher Reinheit;  
es ist ein Genuss.

Siemens-Schuckert S. A.

R. Flor. de Abreu 43 - S. Paulo - Tel. 3-3157

**TELEFUNKEN**  
DIE ÄLTESTE ERFAHRUNG - DIE MODERNSTE KONSTRUKTION



## E. Burzlaff & Filho

Baugeschäft

Spez. Industrieanlagen

Schornsteinbau  
Kesselbau  
Industrieöfen  
Eisenbeton

kompl. Fabriksanlagen

São Paulo

Rua Flor. de Abreu, 125

Caixa postal, 2519

Telefon 4-0011

lügt, Peter Mönkemann. Es ist fast ein  
geheimes Revoltieren... verrückt, denkt er,  
und wischt das seltsame Aufbegehren hin-  
weg. Aber eine kleine Betroffenheit bleibt  
doch zurück.

„Was treibt dich denn, Peter?“ wieder-  
holt sie. „Ich frage nur, weil... ich dir  
helfen möchte. Weil ich allen Anteil an dir  
nehme, denn ich möchte doch... in dir  
sein... alles wissen, was du fühlst und

### Winterneuheiten 1938

Wollstoffe für Mäntel

20\$ 23\$ 25\$ 26\$ 30\$ 32\$ 37\$000  
39\$ 48\$ 50\$ 56\$ 62\$ und 72\$000

Wollstoffe für Kleider und Kostüme

22\$ 25\$ 26\$ 27\$ 28\$ 34\$5 40\$000  
42\$ 50\$ 52\$ 58\$ 68\$ 72\$ 82\$000

Schotten-Wolle

34\$000 38\$000 50\$000 80\$000

Das Neueste in Woll-Schals

17\$ 18\$ 18\$5 19\$ 22\$ 24\$ 26\$000  
29\$ 30\$ 32\$ 33\$ und 35\$000

Flanelle für Pyjamas

über 200 verschiedene Dessins!

Aus Deutschland soeben eingetroffen:  
**Gestricke KINDEKONFEKTION**  
Kleidchen - Slipover - Pullover - Strickanzüge

## Casa Lemcke

S. PAULO, Rua Libero Badaró 303  
SANTOS, Rua João Pessoa 45-47

denkst. Weil ich dich doch so liebe, so  
grenzenlos liebe," flüstert sie. „Und weil  
ich spüre, dass ich dich noch lange nicht  
kenne — irgendwo gibt es bei dir noch  
einen Raum, eine geheime Kammer, in die  
ich nicht eindringen kann...“

Und dann schämt sich das Mädchen Ga-  
lathe ein wenig über dieses Geständnis, das  
sie dem geliebten Mann hier auf offener  
Strasse darreichte.

„Nun hältst du mich gewiss für ein dum-  
mes Gänchen," sagte sie.

„Im Gegenteil, Galathe, ganz im Gegen-  
teil!“

Sie lacht, in ihrer springlebendigen Art  
in das andere Extrem fallend.

„Im Gegenteil...? Was ist das Gegen-  
teil eines dummen Gänschens? Eine erfah-  
rene, ausgewachsene und reife Gans," doziert  
sie komisch-ernsthaft.

„Das ist — wie mir scheinen will —  
ein etwas... gesuchter Scherz," variiert Pe-  
ter Mönkemann ihre vorherige Bemerkung.

„Da hast du recht, du Lieber.“

„Du hast nämlich soeben etwas Schönes  
gesagt, Galathe, und darauf möchte ich dir  
noch Antwort geben. Siehst du — ein Mann  
kann sich nicht so wie eine Frau in allem  
ausschöpfen, kann es nicht so, wie eine ge-  
liebte Frau das von ihm wünscht. Jeder  
Mann hat wohl — so ganz für sich —  
seine kleine Insel, auf die er sich zurück-  
ziehen kann, und manchmal weiss er es sel-  
ber nicht.“

„Und wenn die geliebte Frau auch dort  
eindringen will, Peter? Eben weil sie liebt  
und weil sie bei ihm und an ihm teilhaben  
will?“

„Sie kann nicht, Mädchen, selbst wenn  
sie will. Denn die Insel ist abgesperrt, ist  
hoch umzäunt.“

„Und wenn sie darüber klettert, Peter?  
Denn wenn eine Frau wahrhaft liebt, dann  
— versucht sie... alles, um dem Mann ihres  
Herzens näher zu kommen. Alles!“ wieder-  
holt sie, mit Inbrunst.

Er schweigt.

Sie beginnt nochmals: „Nun... und wenn  
sie über den Zaun klettert? Was wird dann,  
Peter?“

„Dann schadet sie sich," antwortet er, es  
klingt ein wenig einfältig.

„Schön — ich werde also keinen Kletter-  
versuch machen, obwohl der Verzicht...  
wehe tut. Denn — wir Frauen müssen alles  
hingeben, nicht wahr? Ohne Einschränkung,  
auch das letzte Zipfelchen... auch die klein-  
ste Insel. Aber ihr Männer behaltet immer  
noch etwas Besonderes für euch.“

„Ja — ihr Frauen müsst alles hingeben,"  
wiederholt er, versonnen und in tiefen Ge-  
danken versunken.

Sie schiebt ihren Ellbogen unter seinen  
Arm, drückt sich ein wenig an ihn heran  
... das roteuchtende Bild der ersten Nacht  
wird, durch diese Berührung ausgelöst, jäh  
lebendig.

„Also doch wieder der Pascha," raunt sie  
ihm zu, und ihr heimliches Lachen, versteckt  
aus der Kehle kommend und von Wollust  
nicht frei, hat entfernte Ähnlichkeit mit dem  
Gurren verliebter Tauben.

„Daran habe ich gar nicht gedacht," ent-  
fährt es ihm in Bestürzung.

„Habe wirklich nicht daran gedacht, an  
... Körperliches." Und denkt fast erschro-  
ken: wie kann sie nur — wie kann sie so  
irren!

„Du bist jetzt sogar ein wenig rot ge-  
worden," flüsterte sie in lichter, von Freu-  
denschauern abgelöster Ueberraschung, und  
es reisst sie hin zu ihm, stärker denn je.  
„O Peter, Peter Mönkemann, ich liebe dich  
ja so sehr, ich liebe dich ja so unsäglich,  
dich... meinen Peter! Und nur darum möch-  
te ich alles wissen, möchte ich eindringen  
in dich, möchte mit niemandem teilen. Und  
bin traurig, wenn es dich zu anderem hin-  
treibt als zu mir, und wenn es auch nur  
— der Hass ist, der dich gegen die Juden  
treibt, auch darauf bin ich... eifersüchtig.  
Kannst du das verstehen, Peter?“

„Ich muss wohl, Mädchen — aber ob  
es Hass, nur Hass ist, ich weiss selbst nicht  
recht... tappe oft noch im Dunkeln. Jed-  
denfalls las ich jetzt —," fährt er in völlig  
verändertem Tonfall fort, „dass in Deutsch-  
land jedes Jahr zwanzigtausend Menschen  
Selbstmord verüben, den Freitod wählen, wie  
man sich heutigentags — alle hässlichen An-  
gelegenheiten zart verbrämend — ausdrückt.  
Hier in Berlin allein drehen in jeder Nacht  
vier oder fünf Menschen den Gashahn auf.  
Machen Feierabend, von sich aus und für  
immer, und kaum jemand kümmert sich da-  
rum.“

„Damit haben doch die Juden nichts zu  
tun," sagt, sehr verblüfft, das Mädchen.

„Nicht...? Was du nicht alles weisst!  
Natürlich trägt nicht immer der einzelne  
Jude daran Schuld, aber die Gesamtverhält-  
nisse, diese irrsinnige und haltlose Juden-  
politik, die ja zum allergrössten Teil von  
den Hebräern gemacht oder doch wenigstens  
gefigert wird, die treibt sie dahin, sonst  
nichts.“

„Darüber habe ich noch nie nachgedacht,  
Peter.“

„Das nehme ich dir auch nicht übel —  
du bist ein Mädchen. Es gibt genug Män-  
ner bei uns, die das ebenfalls nicht berührt,  
und das ist schon wesentlicher. Aber hören  
wir davon lieber auf," schliesst er, „jetzt  
sind wir übrigens doch am Kurfürstendamm,  
ohne darauf geachtet zu haben.“

„Donnerwetter...," sagt er kurz darauf  
... „Donnerwetter —!“

Ein Mann kommt auf sie zu, freundlich

lächelnd, schon von weitem her wie ein gu-  
ter Bekannter die Melone schwenkend:

„Ist das kein Zufall?“ freut sich Dr.  
Singer, und seine Augen tasten huschend  
und blitzschnell das Mädchen ab.

„Es ist ein Zufall," bestätigt Peter Mön-  
kemann und macht bekannt.

„Vier Millionen Menschen gibt es in Ber-  
lin... ausgerechnet Ihnen müssen wir in  
die Arme laufen.“

„Klingt nicht gerade sehr einladend, Herr  
Mönkemann.“

Sieh an, überlegt er, dieser Tugendapo-  
stel. Dieser teutsche Jüngling — eine Stelle  
hat er also mindestens, an der er verwund-  
bar ist. Und ich habe noch mehr Grund  
als bisher, mich an ihn zu hängen.

„Soll es auch nicht sein, Herr Dr. Singer.  
Sie wissen doch: ich gehöre nun einmal nicht  
zu den geschneigelten Süßholzrasplern.“

„Dann kann ich mich wohl gleich wie-  
der verziehen?“

„Wie es Ihnen angenehm ist.“

Das Mädchen stösst ihn an, unmerklich,  
und er versteht: sei doch nicht so grob,  
heisst das.

„Schade!" tut Dr. Singer. „Ich habe zu-  
fällig drei Freikarten fürs Kabarett in der  
Tasche.“

„Was es heute nicht alles für Zufälle  
gibt?“ wundert sich Peter Mönkemann.

„Kabarett...?“ horcht das Mädchen auf.  
„O — Peter!“

(Fortsetzung folgt)

### Kragen im Halbe?

Hals- und Mandelentzündungen sind jetzt an  
der Tagesordnung. Temperaturschwankungen, hö-  
herer Feuchtigkeitsgehalt der Luft bilden neben  
Strafensaub die hauptsächlichsten Ursachen dieser  
lästigen und gefährlichen Uebel. Komplikationen  
einfacher Natur können die Folge sein, die sich al-  
erdings durch Gebrauch eines wirksamen Hals-  
desinfektionsmittels leicht verhüten lassen.

Pantlavina-Pastillen besitzen eine äußerst kräftig  
abtönde Wirkung auf Keimkeime, die in  
den Schleimhäuten nisten. Ohne die geringsten  
schädlichen Nebenwirkungen zu verursachen, enthal-  
ten sie dazu einen reichlichen Bestandteil von Men-  
thol, Zucker und Schokolade und werden deswegen  
von Groß und Klein mit Vergnügen genommen.

Ihr Gebrauch ist mithin jedem, der zu Hals-  
krankheiten neigt oder sogar schon das bedenk-  
liche Kratzen verspürt, unbedingt zu empfehlen. Der  
Erfolg läßt nicht auf sich warten.

# Wie Prediger Hamilton vernichtet wurde

## Geschichte eines Scheinprozesses im 16. Jahrhundert

Der Prediger Patrick Hamilton war ein Sohn des Sir Patrick Hamilton of Kinross and Stanshouse. Seine Mutter war die Tochter von Alexander Duke of Albany, dem zweiten Sohn des Königs James II. von Schottland. Trotz seiner hohen Herkunft hat kein schottischer Historiker des 16. Jahrhunderts genaue Angaben über Zeit und Ort seiner Geburt vermerkt. Nur aus dem Hinweis anderer Chronisten, so des französischen Gelehrten Francis Lambert of Abignon geht hervor, daß er im Sommer 1527 etwa 23 Jahre alt gewesen sein soll.

Am das Jahr 1520 ist sein Aufenthalt an der Universität von Paris nachweisbar. Von hier führt sein weiterer Lehrgang nach Deutschland, wo er in dem Register der Universität Marburg eingetragen ist. Gleichzeitig erfolgt die erste Verbindung mit Luther und seiner Lehre.

Ende 1520 kehrt Patrick Hamilton nach Schottland zurück und läßt sich an der damals sehr berühmten Universität von St. Andrew nieder. Sehr lebhaft religiöse Strömungen scheinen das geistige Leben Schottlands damals schon zu bewegen und bereiten den Boden für eine künftige Reformation.

Erst im Juli 1525 wurde vom Parlament in Edinburgh ein erster Mann gegen die neue lutherische Lehre erlassen. Strenge Magnahmen, wie die Verbrennung aller Bücher und Schriften, Bann und Acht für die Beteiligten wurden damit angeordnet. Aber Hamilton setzt seine Tätigkeit als Prediger und Verkünder der neuen Lehre fort. Es vergehen noch fast zwei Jahre, ehe der allmächtige Bischof Beaton sich durch den wachsenden Einfluß des jungen Hamilton veranlaßt fühlt, gegen ihn vorzugehen.

In Anbetracht der hohen Geburt und des Familienanhangs des Hamilton hält der Bischof es für erforderlich, sich den notwendigen Rückhalt zu verschaffen. Er beruft u. a. den König und die Erbprinzen der Hamiltons, die Douglas, zu einer Tagung nach St. Andrew, wo er ihnen zu Ehren rauschende Feste veranstaltet und reich mit Gold, Silber und schönen Pferden beschenkt. Nachdem er so den König und die Douglas durch Geschenke für sich eingenommen hat, gelingt es ihm, auch den Premierminister Angus für sich zu gewinnen. Gleichzeitig verleiht er es, den König zu veranlassen, eine lange Pilgerfahrt nach dem Norden des Landes nach St. Duthac in Ross-shire anzutreten.

Jetzt erst tat er den ersten entscheidenden Schritt gegen Hamilton, der nichtsahnend seinen Studien oblag, und forderte ihn auf, sich vor einem kirchlichen Konzilium persönlich zu verantworten. Hierbei wurden 13 Punkte seiner Lehre festgelegt und durchweg als ketzerisch bezeichnet. Aber Hamilton selbst wurde zunächst noch in Freiheit entlassen. Die Zeit benutzte jedoch der Bischof, um in aller Eile die höchsten Vertreter der Kirche nach St. Andrew zu berufen, um vor einem berufenen Forum gleich entscheidend gegen Hamilton zu Gericht zu gehen.

Nun regten sich auch die Verwandten und Freunde Patrick Hamiltons, die augenscheinlich mehr als er selbst um seine persönliche Sicherheit besorgt waren. Lord James Hamilton stellt rasch eine bewaffnete Macht auf, um seinen Bruder notfalls mit Gewalt aus der Hand des Bischofs zu befreien.

Bischof Beaton erhielt jedoch von diesen militärischen Vorbereitungen Kenntnis und ging nun seinerseits daran, sich zu rüsten. Da er einer der mächtigsten Männer des Königreiches war, folgten sofort Hunderte von Reitern seinem Auf. Dem Aufgebot des Bischofs gelang es bald, die kleine verwegene Schar John Duncans zu umzingeln und gefangen zu nehmen. Ob die Truppenmacht des James Hamilton überhaupt in die Kämpfe eingegriffen hat, wird nicht berichtet.

Der Reformator selbst bekundet kein Interesse für die wohlgemeinten Versuche, ihn mit Gewalt aus der Hand des Bischofs zu befreien. Beaton hielt es jedoch jetzt für angebracht, sich Patrick Hamiltons zu bemächtigen. Er erließ einen Haftbefehl und schickte in der Nacht seine Wachen aus, die das Haus des Reformators umzingelten und Einlaß verlangten. Hamilton trat allein heraus und bat, seine Freunde und Dienerschaft unbehelligt zu lassen, da er keinen Widerstand plane. Seine Freunde fürchteten aber für sein Leben und machten Miene, blank zu ziehen. Erst das Versprechen des Hauptmanns, daß Hamilton nichts geschehen würde, beruhigte sie soweit, daß sie ihren Freund ohne Gegenwehr abführen ließen.

Man schrieb den 29. Februar 1528. Vom frühen Morgen her herrschte ein ungewöhnliches Leben und Treiben in der ruhigen Stadt St. Andrew. Eine unabhäufbare Menge stante sich vor der Kathedrale, in deren Inneren das höchste kirchengericht über das Schicksal des Patrick Hamilton entscheiden sollte. Unter einer gewaltigen Bedeckung von Reitern und Fußvolk hielt der Bischof seinen Einzug in die Kirche, in der auf einer Empore die höchsten Vertreter des Klerus, zahlreiche Gelehrte, Mönche und Schüler in ihren farbenreichen Gewändern schon Platz genommen hatten. Nun führte man Patrick Hamilton herein und ließ ihn in einem Pult aufstellung nehmen. Der öffentliche Disput konnte nun beginnen, der vor aller Welt vermittelst scholastischer Spitzfindigkeiten die Schuld und das Unrecht des Ketzers darzulegen sollte, um so auch vor der Menge den Schein eines Prozesses zu erwecken, dessen Ausgang für diejenigen, die ihn angezettelt hatten, schon von vornherein entschieden war.

Die Führung dieses Wortstreites war nicht dem Gericht selbst, sondern einem dem Schein nach unbeteiligten Mönch und Gelehrten namens Cambell übertragen. Dieser Dominikaner mündlich hatte sich schon seit geraumer Zeit als Freund und Anhänger an Hamilton herangemacht und ihn in allen seinen intimsten Gedanken und Gefühlen ausgehört, um ihn nun als Provokateur und Ankläger zu verraten. Der Reformator erwies sich jedoch im Disput als so überlegen, daß er dem Mönch bald in die Enge getrieben und zu betretenem Schweigen veranlaßt hatte. Dieser mußte sich an seine Gebieter um neue Verhaltungsmaßregeln wenden und bekam nun die Direktive, das Ende der Debatte herbeizuführen.

Der Erzbischof von St. Andrew, Primat von Schottland, mit seinen zahlreichen Beistandern, verkündete dann das Urteil: Magister Patrick Hamilton wurde darin beschuldigt, ketzerische Lehren des Martin Luther verbreitet zu haben. Im Hinblick auf die Hartnäckigkeit des Sünders und seine Weigerung von der Keterei abzulassen, müsse man ihn selbst als ebenfalls vom Teufel besessen und als Ketzer brandmarken. Das Konzil verurteilt ihn daher zur Züchtigung, entsprechend dem jahrhundertalten Brauch, d. h. zur Verbrennung, zur Aberkennung aller kirchlichen Ehren für immer usw.

Altemos hatte die Menge der Urteilsverkündung gelauscht. Die bleierne Stille dauerte auch fort, als man nun den jungen Prediger erneut in sein Gefängnis abführte. Auf alle Gemüter schien sich wie ein lähmender Alpdruck das furchtbare Unrecht zu legen, das hier beschlossen wurde.

Schon wenige Stunden nach dem Gericht begann man vor dem Portal des St. Salvador Collegs, in dem der Verurteilte so lange geliebt und geweiht hatte, einen Scheiterhaufen zu errichten. Große Bündel Faschinen wurden aufeinander gestapelt, Holz aufgeschichtet und in der Mitte ein dicker Pfahl eingelassen, an der das unglückliche Opfer gekettet werden sollte.

Patrick Hamilton verbrachte die Zeit in völliger Ruhe und Abgeklärtheit an der Tafel seiner Zelle sitzend — es schien, als wenn er immer noch nicht ahnte, daß sein Tod unmittelbar bevorstand. Als der Hauptmann der Wache die Zelle betrat, um ihn zum letzten Gang abzuholen, war er so ergreift vom Anblick Hamiltons, daß er es nicht wagte, ihn die Wirklichkeit in der ganzen Härte

zu sagen. „Es ist Zeit...“ konnte er nur hervorbringen.

Ohne Zögern erhob sich Hamilton. Als sie sich dem Richtplatz näherten, hob er die Rechte mit der Bibel hoch und übergab sie einem Fremden: Sie soll nicht verbrennen, sie soll die noch lange nützen, sagte er. Dann bestieg er ohne Zaudern den Scheiterhaufen und ließ sich mit einer Kette an den Pfahl festbinden.

Man legte Feuer an. Das Pulver, das unter den Faschinen gelagert war, explodierte mit lautem Knall. Aber als der Rauch sich etwas verzogen hatte, sah man, daß das Feuer ausgegangen war und Hamilton fast unverfehrt noch lebte. Nur seine linke Hand und Seite war durch die Explosion versengt und verursachte ihm sichtlich große Qualen. Standhaft ertrug der jugendliche Märtyrer seine verlängerte Pein und benutzte die Zeit, das Volk und seine Freunde zu ermahnen.

Sein Inquisitor, der Mönch Cambell, trat erneut hervor und versuchte durch gehässige Bemerkungen noch kurz vor seinem Tode den Prediger herabzusetzen. Doch die Nähe des Todes und seine körperliche Qual konnten Hamilton nicht aus seiner Ruhe und Ueberlegenheit bringen. Schließlich sagte er: „Meinen Körper überantwortete ich dem Feuer, meine Seele aber lege ich in die Hände des allmächtigen Gottes.“

Inzwischen war die Zeit veronnen und die Leute, die nach dem Kastell gelaufen waren, um neues Brennholz zu holen, kehrten zurück. Ein Bäcker rannte noch dienstbeflissen nach seinem nahem Hause, und holte einen Arm voll trockenem Reisig. Die Flammen wurden aufs neue angefaßt; im selben Augenblick erhob sich ein mächtiger Windstoß von der See, von Westen her, und fachte die Glut zu prächtiger Höhe an. Das Schicksal wollte es, daß die Flammen, vom Winde getrieben, den Mönch Cambell erfaßten, seine Kutte in Flammen geriet und zur Hälfte verbrannte. Vor allem Volke geriet der repräsentative Mönch in große „Konfusion und Verlegenheit“.

Hamilton hatte bereits die Sprache verloren und lächelte nun wohl sein Ende rasch herannahen. Er erhob, um seinen Freunden ein Zeichen seiner Standhaftigkeit zu geben, die drei unverföhren Finger seiner Linken empor und verharrte so bis zu seinem Tode. Gegen 6 Uhr abends war sein Leib vollkommen in Asche verwandelt. E. M.

# Die Teufelsbuhlin

Ulrich Sutor, der Medikus, stieß den bleiverglasten Fensterflügel zurück. Er sah über das Gewir der ausgekratzten Spitzgiebel weg zu den hohen Münstertürmen hin. Auf deren grünkupferner Bedachung lag wie ein Feuerbrand die letzte Glut der Abendsonne.

Der Medikus wandte sich in die Stube zurück und deut hochgeposelerten Ledersessel zu, in dem in dunkler Kutte der Dominikaner steil und aufrecht saß. Ulrichs Worte tasteten zu dem Jugendfreunde hinüber: „Und ist also kein Zweifel mehr an ihrer Schuld?“

Der andere stand auf und kam zum Fenster her. „Noch bei jeder Hege hast du gleich gefragt. Ist doch nicht deines Amtes, das Inquirieren und die Urteilsfindung. Begrenz dein Denken auf dein pflichtmäßiges Tun, denen Hegen mit Trauf und Salbenschmierern für das peinliche Gericht das Leben im Leib zu halten, bis sie ihrer Boshaftigkeit gefällig geworden.“

„Oder bis Meister Hans aus ihnen herauslockt, woran bis dahin ihre Seele niemalsen gedacht“, sagte der Medikus zweifelnd.

Der Dominikaner hob die Hand. „Ulrich Sutor, Medikus dieser Stadt und ihres Halsgerichts. Hundert Male hab' ich dein Zweifeln nicht gehört, dieneilen wir nebeneinander aufgewachsen in der gleichen Gassen derselben Stadt und dieweilen wir miteinander auf der hohen Schule in Leyden gewesen. Mach' mich nicht endlich erinnern, daß du nachmalen auch noch in Wittenberg studiert.“

Der Medikus lächelte bitter. „Der Wittenberger hat ja auch aus dem 2. Buch Moses 22, 18 die Forderung erlesen, die Zauberinnen nicht leben zu lassen. Auch er gibt meinen Zweifeln keinen Haß.“

Der Dominikaner nickte. „Darin stimmt uns auch der große Ketzer bei. Aber dennoch wohnen Hegeerei und Keterei dicht beieinander. In deiner Salbenküche dunstet es unterweilen sonderlich. Röche davon einmal die Inquisition, sie möchte auch an dich vielleicht Fragen zu stellen haben.“

„Was ihr nicht versteht, gilt euch gleich als zauberhaft. Und was ihr doch erst erfragen solltet, das martert ihr vorher hinein in den, so ihr brennen möchtet.“

Der Dominikaner hob die Hand. „Wohin verirrt sich dein Denken? Die Kirche bejaht das zauberische Wesen. Schon Anno 1484 erließ Papst Innozenz seine Bulle summis desiderantis affectibus. Kennst du die Hegebulle nicht mehr? Und weißt du nicht mehr um den malleus maleficarum, den Hegehammer, der approbiert ist von der hohen Theologie in Köln im Heilsjahre 1449? Vergaßest du darauf, daß die Folterung der Zauberischen streng empfohlen ist von denen berühmten Theologen Inssitor und Sprenger selbander?“

Er schritt zur Tür. „Komm mit zum Hegeturm. Meister Hans hat heute die Inquisition gestreckt und nachdem gewippt. Sie hat democh teilweise nur bekennet. Darumb sie morgen in die Beinshrauben soll. Setz ihr die Gelenke wieder recht, und gib ihr einen Trauf, der ihr wieder zu Sinnen hilft.“

Mit wortlosem Gruß gingen sie vor der Ratskammer aneinander. Der Medikus wandte sich zum Hegeturm, an dessen eisenschlagenem Türlehn ein Schürdenknecht auf ihn gewartet. Mit klirrendem Schlüsselbund schritt der hinter ihm drein den kurzen Gewölbeingang entlang und die feuchte Steintreppe hernieder zu dem düstern Loch, in dem die Hege lag, die man vor vierer Tagen erst eingebracht darum, weil sie Teufelsbuhlschaft getrieben.

Ulrich Sutor kannte Anblicke dieser Art. Jung oder alt, häßlich oder schön, ihn hatte immer nur der Mensch gejamert, die vertrockneten, auch wohl gebrochenen oder zermalmten Glieder, die Wunden, die nicht töden durften, nur Schmerzen sollten. Er kannte den krampfhaft verzogenen Mund. Er kannte solche Augen.

Nein, die kannte er nicht. Tief beugte er sich zu dem zusammengekrümmten Mädchenleib auf der dünnen Strohschilte nieder. Was war das? Woran erinnerte ihn dieser Blick? Was wollte dieses Gesicht von ihm?

„Nicht“, schrie er den Knecht an, der grinsend am Pfeiler lehnte und den zerfahnenen nackten Leib noch jetzt mit gierigen Augen abtastete.

Er hielt die Leuchte dicht über die weiße Stirn, um das sich golden die Locken ringelten, die Meister Hans morgen wohl wegbrennen würde.

Ulrich Sutor fuhr herum. Seine Hand wies zur Tür: „Hinaus!“

Der Knecht schlich mit schleimem Blick hinweg. Niemand durfte mehr allein gelassen werden im Turm bei einer Hege. Erst recht nicht, so sie noch jung und dazu angetan, Begierden zu wecken. Rat und Gericht hatten ihre Erfahrungen.

Der Medikus saß auf dem plumpen Steinsitz und starrte nieder auf das Mädchen Gesicht zu seinen Füßen. Er kam nicht los davon. Einmal — lange, lange Jahre ist das her. Er kam von der hohen Schule, ein fetter junger Bursch, noch unbekannt. Es war ein schöner Tag, und die Heide war mallich grün, und das Mädchen war jung wie er und schön dazu und frisch wie eine reife Frucht. Scheu war sie wie eine Hinde, aber schließlich gab sie sich ihm doch. Hielt ihn wohl für einen Herrn, ihn, den armen Scholaren. Und sie weinte danach, als sollte das Herz aus ihrem Leib heraus, daß ihn selbst Rene packte über sehr leichtfertig rasches Tun. Sie schieden dennoch in Lieb und Güte auseinander. Was sollte auch

ein Scholar, der um Dialekt und Sophistik weiß, nicht eine Dorfdirn helfen und nachmalen trösten können?

Er fuhr auf. War das da vor ihm nicht eine Hege? Wollte sie's ihm antun, daß er auf seine Pflicht vergaß und Aehnlichkeiten nachspürte, die nichts sein konnten als Gaukeleien? Jene Dorfdirne sah heute anders aus als diese da. In die zwanzig Jahre lag er zurück, jener Maienitag auf grüner Heide bei der guten Stadt Ahsen im Münsterländischen.

Der Medikus befaßte die nackten Schultern, die halb im Lagerstroh vergraben waren. Meister Hans hatte den Seilzug gemacht und wohl auch Gewichte angehängt. Die Arme waren aus den Gelenken gedreht. Der Medikus ging an seine Arbeit.

Er hatte ihr einen Trauf in den Mund gegossen, der wie Feuer durch ihren Leib brennen mußte. Aber sie regte sich nicht und kam nicht zu Sinnen. Nur die Augen hielt sie offen und zwang ihn damit immer wieder zu Gedanken, die er nicht denken wollte.

Einmal war er fertig, rief sie nochmals an, wie er unterweilen schon vergebens getan und wollte dann gehen. Da wandte sie mühsam den Kopf. „Danke euch, Herr“, quälte es sich aus ihr heraus.

Die Stimme, so unfklar sie war, hemmte seinen Schritt. „Wie heißt du, und von wem kommst du?“

„Aus dem Münsterländischen kam ich, bei Ahsen her, und Jsabe bin ich gerufen.“

„Habe.“ — Er stand und füllte sein Blut im Halse schlagen. „Wie alt bist du, und was war deiner Mutter Name?“

„Ins zwanzigste Jahr geh' ich, Herr. Meine Mutter riefen sie einmal wie mich.“

„Und dein Vater?“

„War ein Herr, soll mein Mütterlein noch auf der Koller gesagt haben.“ Sie wandte schamvoll den Kopf. „Hat's gehißt auf Hegetstuhl und Feuerstoß, daß sie sich ihm gegeben. Teufelsbuhlschaft hat's die Inquisition geheißt, als ihre weche Stunde kam und sie democh keinen Mann konnte nehmen darum, auch vordem keines im Dorf zu eigen gewesen war. Darum gerade konnten's die Richter nimmer glauben, daß er unbeschrieben Mädchen einen Fremden gehaßt, das vordem allen andern gewesen wie Messelkraut.“

Ganz ruhig war er, als er sich zu ihr niederbeugte. „Du hast deine Mutter niemalsen gekannt, Jsabein? Weißt nimmer, wie sie mag ausgesehant haben?“

Mit schmerzlichen Lächeln schüttelte sie den Kopf. „Mein Leben keimte meinem Mütterlein den Tod zu. Aber die Leute sagten, ich wäre ihr wie aus dem Gesicht nachgeschritten.“

„Wessen bekindigten sie dich, Jsabein?“

„Sie sagen, Teufelsbalg müßte auch Teufelsbuhlerin sein. Wär' anders nicht zum Denken. Von Ahsen weg muß ich vor Jahren schon darum entlaufen. Da diente ich hier bei einem Bauern vorm Tor. Vor Tagen kam ein Kramer vorbei, der mich in Ahsen wohl gekannt. Hat mich angebehen bei den Dominikanern, die mich danach ließen in Turm legen.“

Sie sah vor sich hin. „Die Tortur hat mir grausamlich getan. Will lieber morgen bekennen, was sie mir nur abfragen in der heimlichen Kammer. Anderntags bringt mich dann das Feuer zu meinem Mütterlein.“

Er hob sie vom Boden zu sich hoch. „Du wirst nimmer torquiert und wirst niemalsen brennen. Morgen stehe ich vor dem peinlichen Gericht und zeuge für dich.“

Ein rohes Lachen kam von der Türe her. Der Knecht stand da und wies höhnisch mit dem Daumen hinter sich. „Meister Hans wartet oben schon lang' und läßt fragen, was den Medikus nicht weichen läßt von derer Hege.“

Ulrich Sutor legte das Mädchen'sachte zurück aufs Stroh. Seinen Mantel deckte er behutsam über sie. Dann strich er ihr leise über Gesicht und Augen. „Sei ruhig, Jsabein. Der Inquisitor ist mein Freund.“

Der Morgen war kaum grau, als die Stadtknechte schon an des Medikus Türe pochten. Vor ihnen her trat der Dominikaner in die Stube. Sein Gesicht war hart und seine Augen scharf. „Ulrich Sutor, Medikus dieser guten Stadt und ihres peinlichen Gerichts, um der Buhlschaft mit einer Hege flag' ich gegen dich. Des Nachrichteners Knecht hat das Teufelsbalg in deinen Armen gesehen. Folg' uns zum Turm. Noch heute wirst du peinlich befragt.“

Wleich wie ein Linnen trat Ulrich Sutor dicht an den heran, den er solange Freund genannt. „Du kennst mich lang' und wohl gut genug. Glaubst du selbst das, wessen du flagst?“

In des Dominikaners Blick flatterte es. „Ketzererei und Hegeerei wohnen dicht beisammen, warte ich dich. Du bist lange in Wittenberg gewesen.“

Ulrich Sutor trat beiseite und streckte der Fessel die Hände hin. „Domini canes“, sagte er über die Schulter zurück. „Des Herren Hunde, so nennt man euch. Des Teufels Bluthunde seid ihr Inquisitoren.“

Hinter ihm her lachte einer der Knechte. „Mit seiner feinen Buhlin zusammen wird er brennen, auf dem Holzstoß. Ketzer und Hegelein, da mag das Feuerlein erlanlich knistern.“

Er verstummte, denn der Dominikaner schritt an ihm vorüber. Er hatte keine Farbe im Gesicht, die Stirn stand ihm voller Schweiß, und sein Gang war schleppend und schwer. E. K.



# Das neue Ausländergesetz

„Gesetzverordnung Nr. 385 vom 18. April 1938. (Verbietet Ausländern politische Tätigkeit in Brasilien und sieht andere Maßnahmen vor).

„Der Präsident der Republik dekretiert auf Grund der ihm mit Artikel 180 der Verfassung zugewiesenen Befugnisse das folgende:

„Artikel 1 — Ausländer, die ihren Wohnsitz auf nationalem Gebiet haben und diejenigen, die sich zeitweise auf demselben aufhalten, können sich keinerlei politischer Tätigkeit hingeben und sich auch weder direkt oder indirekt in die öffentlichen Geschäfte des Landes einmischen.

„Artikel 2 — Es ist ihnen insbesondere verboten:

„1. — Vereinigungen, Stiftungen, Gesellschaften, Klubs oder irgendwelche Einrichtungen politischen Charakters oder solche zu organisieren, zu schaffen oder aufrechtzuerhalten, die als ausschließlichen Zweck die Propaganda oder Verbreitung von Ideen, Programmen oder Normen politischer Parteien ihres Ursprungslandes unter ihren Landsleuten zum Zwecke haben. Das gleiche Verbot gilt auch für Zweigstellen und Filialen oder Delegierte, Abgeordnete, Vertreter und Agenten von Gesellschaften, Stiftungen, Vereinen, Klubs und irgendwelchen Organisationen dieser Natur, die im Auslande ihren Hauptsitz und ihre Direktion haben.

„2. — Eine individuelle Tätigkeit gegenüber den Landsleuten ausüben in dem Sinne, durch Versprechungen von Vorteilen oder Androhung von Nachteilen oder eine Zwangsausübung irgendwelcher Art von ihnen die Anhängererschaft an Ideen oder Programme politischer Parteien ihres Ursprungslandes zu erlangen.

„3. — Fahnen, Wimpel, Standarten, Uniformen, Abzeichen, Insignien oder sonst irgendwelche Symbole ausländischer politischer Parteien zu hissen, zu zeigen oder zu benutzen. Dieses Verbot kann nach Maßgabe des Justizministers und des Innenministers ausgedehnt werden auf jedwede ausländische Abzeichen politischer Art oder solche, die nicht nach den gesetzlichen oder statutenmäßigen Verfügungen erlaubt sind.

„4. — Vorbeimärsche, Umzüge, Versammlungen und Zusammenkünfte jeder Art zu organisieren, ganz gleichgültig welches die Zahl der Teilnehmer ist, mit den Zwecken, auf die sich die Punkte 1 und 2 beziehen.

„5. — Mit den gleichen Zielen Zeitungen und Zeitschriften oder andere Veröffentlichungen zu unterhalten; Artikel und Kommentare in der Presse zu veröffentlichen, Interviews zu geben; Vorträge, Reden oder Ansprachen zu halten; sich der Fernverbindungsmittel zu bedienen; oder irgendeine Art der Veröffentlichung oder Verbreitung zu benutzen.

„Einziger Paragraph. Ausgenommen sind von der Bestimmung unter Nummer 3 diejenigen Fahnen, welche als Symbole ausländischer Nationen anerkannt sind.

„Artikel 3 — Es ist den Ausländern gestattet, sich zusammenzuschließen zu kulturellen, Wohltätigkeits- und Unterstützungszwecken; Klubs oder sonstige Institutionen zu dem gleichen Zweck zu bilden, ebenso auch wie sich zu vereinen, um ihre nationalen Feiertage oder Ereignisse von vaterländischer Bedeutung zu begehen.

„Paragraph 1 — Derartige Institutionen dürfen auf keinen Fall irgendwelche Subventionen, Beiträge oder Hilfen von ausländischen Regierungen

oder von einer Institution oder Personen, die im Auslande wohnen, erhalten.

„Paragraph 2 — Die in diesem Artikel erlaubten Versammlungen können nicht stattfinden ohne vorherige Genehmigung und Lokalisierung durch die Polizeibehörden.

„Artikel 4 — Die in den vorerwähnten Artikeln enthaltenen Verbote erstrecken sich auf die Schulen und andere Erziehungsinstitute, die von Ausländern oder Brasilianern und von Gesellschaften irgendwelcher Art irgendwelchen Zieles, irgendwelcher Nationalität und irgendwelchen Niederlassungsortes unterhalten werden.

„Einziger Paragraph. Es verbleibt ihnen jedoch das Recht auf den Gebrauch einer Schuluniform, auf Versammlungen und Vorträge und anderer Gegenstände didaktischer Art.

„Artikel 5 — An den Institutionen, auf die sich der Artikel 3 bezieht, dürfen sich jedoch nicht beteiligen geborene oder naturalisierte Brasilianer sowie die Kinder von Ausländern. Diejenigen, welche gegen die Bestimmung dieses Artikels verstoßen, gehen ipso facto ihrer öffentlichen Stellung verlustig, die sie einnehmen und können für den Zeitraum von fünf Jahren keinerlei Posten dieser Art bekleiden; außerdem werden über sie die Strafen des Artikels 10 verhängt.

„Artikel 6. — Die in den Artikeln 3 und 4 erwähnten Institutionen können nicht ohne besondere Genehmigung und ohne Registrierung durch das Ministerium der Justiz und der Inneren Angelegenheiten gemäß Gesetzesverordnung Nr. 59 vom 11. Dezember 1937 und des durch Dekret Nr. 2229 vom 30. Dezember 1937 genehmigten Reglements existieren, dessen Bestimmungen auf sie anzuwenden sind.

„Artikel 7 — Die Institutionen, deren Existenz nach Artikel 2 verboten ist, sind mit dem Tage der Veröffentlichung dieses Gesetzes aufgelöst. Es wird ihnen eine Frist von 30 Tagen gelassen, um ihre Geschäfte und Operationen abzuwickeln.

„Artikel 8 — Der Minister für Justiz und Innere Angelegenheit kann die Schließung der Zentrale und sämtlicher Filiale anordnen, an denen Tätigkeiten vorgenommen werden, die im Gesetz verboten sind; ebenso kann er jederzeit die Veranstaltung von Versammlungen, Vorträgen, Reden

und Kommentaren und jeder Art von Propaganda und deren Verbreitung verbieten, sobald er dieselben als den Bestimmungen dieses Gesetzes widersprechend ansieht. Aus dem gleichen Grunde kann er zeitweise oder für immer jede Zeitung, Zeitschrift, und andere Veröffentlichung verbieten und die betreffenden Druckereien schließen.

„Einziger Paragraph. In den Einzelstaaten und im Acreterritorium kann die in diesem Artikel vorgesehene Ermächtigung, auch auf telephonischem Wege, den entsprechenden Regierungen übertragen werden.

„Artikel 9 — Das Ministerium für Justiz und Innere Angelegenheiten übt eine ständige Kontrolle über die in diesem Gesetz erwähnten Institutionen aus. Zu diesem Zweck bezeichnet der Staatsminister innerhalb seines Ministeriums diejenigen Beamten, die notwendig sind, um diese Funktionen auszuführen; er kann für diese Funktionen in den Einzelstaaten und im Acreterritorium diese Einzelangabe Beamten übertragen, die von den betreffenden Regierungen bestimmt werden. Diese Beamten üben die Überwachung unentgeltlich aus; sie erhalten lediglich Tagesgelder, Spesenzuschüsse, die vom Ministerium nach dessen Gutachten festgesetzt werden.

„Artikel 10 — Wer gegen die Vorschriften dieses Gesetzes verstößt wird gemäß Artikel 6 der Gesetzesverordnung Nr. 37 vom 2. Dezember 1937, und nach Ermessen der Regierung auch mit Ausweisung bestraft.

„Einziger Paragraph. Die in diesem Artikel vorgesehene Strafen werden angewandt auf die Direktoren der Vereine, Gesellschaften, Klubs und anderer Institutionen, die mit dem gegenwärtigen Gesetz verboten sind, sowie auf alle für dieselben Verantwortlichen, auf die Mitglieder, gleichgültig ob sie Beitrag zahlen oder nicht, auf die Angestellten, sei es, daß sie bezahlt werden oder nicht.

„Artikel 11 — Dieses Gesetz tritt am Tage der Veröffentlichung seines Textes in Kraft, der zu diesem Zweck an die Regierungen der Einzelstaaten und des Acreterritoriums übermittelt wird. Widersprechende Verordnungen sind hiermit ungültig.

Rio de Janeiro, den 18. April 1938, 117. Jahr der Unabhängigkeit, 50. der Republik. —gez. Getulio Vargas, Francisco Campos.



**Richtig gekleidet sein macht viel Freude**

Ihr neuer Anzug oder Mantel sollte von **RENNER** sein. Versuchen Sie es einmal:

**RENNER**  
Gut und billig! bietet was Sie suchen.

Ein vornehm-eleganter Schnitt, hübsche modische Muster, gute Verarbeitung und Stoffe, von denen Sie Nutzen haben. Kurz gesagt:

**Bei Renner ist gute Kleidung billig!**

Unsere bekannte u. bequeme Zahlungsweise erleichtert Ihnen die Anschaffung.

**Filial RENNER**

Rua S. Bento Nr. 51  
Avenida Rangel Pestana 1563  
Santos: Rua General Camara 15

## Zur Rückgabe der deutschen Kolonien

Das in London erscheinende Monatsblatt „Peace Focus“ nimmt zur Kolonialfrage Stellung und führt u. a. aus:

„Deutschland hat keinen Wunsch nach Krieg. Wenn die Reden Adolf Hitlers in der englischen Presse, seit er zur Macht kam, vollkommen veröffentlicht worden wären, wäre das englische Publikum von dieser Tatsache ehrlich überzeugt. Hitler ist ein Mann, der die Menschen, über die er herrscht, mit einer fanatischen Hingabe liebt.

Mit seinem Wunsche, Krieg zu vermeiden, ist ein noch stärkerer Wunsch verbunden, dass Deutschland allmählich einen Platz an der Sonne haben soll. Er ist bereit, Deutschland ohne Kolonien zu sehen, solange Frankreich, Großbritannien und andere Grossmächte sie nicht besitzen. Hitlers Bedingungen für eine Zusammenarbeit sind unbedingt vernünftig, sie sind wenigstens vernünftiger als die Bedingungen, unter denen die alliierten Mächte bisher ihre Bereitwilligkeit, Konzessionen zu machen, bekanntgegeben haben. Unser Ge-

rede von der Notwendigkeit der Abhaltung eines Volksentscheids in jeder Kolonie, die man Deutschland zurückgeben will, ist nicht praktische Politik; moralisch wären wir dann verpflichtet, einen Volksentscheid auch in unseren eigenen Kolonien abzuhalten.“

Schliesslich heisst es in dem Aufsatz: „Deutschland muss Kolonien haben. Hitler ist zu Kolonien berechtigt.“

## Radio-Ecke

Der Antenne-Erdhaller.

Den gewöhnlichen dreipoligen Umschalter bringt man in unmittelbarer Nähe des Einganges der Antenne- und Erdleitungen an, vorteilhaft am Fenster oder an der Außenseite des Hauses. Bei einer Außenantenne, die man als guten Blitzleiter

betrachten kann, ist ein solcher Schalter unentbehrlich, besonders wenn kein Blitzschutz-Isolator (mit Funkenstrecke) verwendet wurde. Am oberen Pol wird die Zuleitung zur Antennenbuchse des Empfangsapparates verschraubt. Der mittlere Pol führt zur Hochantenne, während der untere mit den Erdleitungen (Außenerde oder Wasserleitungsrohr und der betreffenden Buchse „Erde“ des Apparates) verbunden wird. Bei der Stellung des Schalthebels nach oben ist dann der Apparat an der Außenantenne angeschlossen, indessen bei Nichtbenutzung des Gerätes die Antenne mit Erde verbunden wird (Hebelstellung nach unten) und der Empfänger frei geschaltet ist.

(Radio-Herz, S. Paulo.)

... als spielten **Künstler in Ihrem Heim**

so naturgetreu und klar hören Sie mit dem neuen Qualitätsradio „Körting Supra-Selector 30“ für Kurz- und Langwellen, 7 Köhren. — Verlangen Sie unverbindliche Vorführung. A CIDADE DE LEIPZIG Rua Sta. Efigenia 146 SAO PAULO



**Körting**  
Preiswert Kölnisch Wasser Erfrischend  
das beliebte Qualitätsprodukt der Deutschen Apotheke - Rio de Janeiro  
Rua da Alfandega 74 - Tel. 23-4771

## Deutsche Schule - São Paulo

### Schulfest

Sonnabend, den 4. Juni  
Sonntag, den 5. Juni

Rua Olinda Nr. 190 - Tel.: 4-0306

Helft! Spendet! Werbt!

## Hotel „Lutecia“

Inhaber: Pg. Grift  
Modern eingerichtete und vollständig separate Appartements mit Saal, Schlafzimmern, Bad und Telefon.  
Rio de Janeiro, Rua das Laranjeiras Nr. 486  
Telefon: 25-3822

## Deutsches Heim, Rio de Janeiro

Rua 7 de Setembro 140 - I  
Tel. 42-3601

## Bekanntschaft

sucht Erfinder. Brasilianer deutscher Abkunft, 53 Jahre, Witwer, mit vermöglicher Dame. Deren Konfession kein Hindernis, zwecks Auswertung einiger Patente. Ehe erwünscht.

Bildzuschriften unter „Erfinder“ an die Schriftleitung dieser Zeitung.

## Drucksorten

für Gewerbe u. Handel, rasch und billig, Typographia Wenig & Cia.  
R. Victoria 200. Tel. 4-5566

## H. S. D. G.

Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft  
Seit 67 Jahren regelmässiger Südamerikadienst

### Madrid

fährt am 14. Mai nach: RIO DE JANEIRO, MADEIRA, LISSABON und HAMBURG.

### Monte Sarmiento

fährt am 14. Mai nach: RIO DE JANEIRO, BAHIA, MADEIRA, LISSABON, BOULOGNE S/M, BREMERHAVEN und HAMBURG.

Dampfer	Nach Rio de Prata	Nach Europa
Madrid		14. Mai
Monte Sarmiento		18. Mai
Cap Norte		24. Mai
Monte Rosa		31. Mai
Gen. San Martin	20. Mai	7. Juni
Cap Arcona	2. Juni	10. Juni

Besondere Ermässigungen für Touristen in der ersten, zweiten und Mittel-Klasse.

Auskunft und Beratung:

**THEODOR WILLE & CIA. LTDA.**  
São Paulo — Santos — Rio — Victoria

# Club der musikalischen Gymnastik

## Die 1.-Mai-Feier der Reichsdeutschen in Curitiba

Die Feier sollte in einem größeren Saal der Stadt stattfinden, wurde aber von den zuständigen brasilianischen Behörden nicht genehmigt. Der Vertreter des Deutschen Konsulats Herr Kanzler Schmid entschloß sich daher zu einem Empfang in sämtlichen Räumen des Deutschen Konsulats. Obwohl die Befamntgabe für diese Veranstaltung erst in letzter Minute erfolgte, waren am 1. Mai zur festgesetzten Stunde die einzelnen Zimmer des Konsulats der Bedeutung des Tages entsprechend würdig hergerichtet. Ein Lautsprecher sorgte dafür, daß die musikalischen Darbietungen und Ansprachen überall gehört werden konnten. Herr Kanzler Schmid begrüßte etwa 500 Volksgenossen, die Einlaß gefunden hatten. Ganz besonders hieß er den früheren österreichischen Generalkonsul in Curitiba, Herrn Vertholdo Hauser, herzlich willkommen, dem er für seine langjährige Tätigkeit im Dienste unserer Deutschösterreicher herzlich dankte. Unter den Gästen befand sich ferner der Leiter der Reichsstelle für das katholische Auslandsdeutschtum, Herr Prof. Dr. Scherer. Kanzler Schmid wies, seine Ansprache einleitend, auf die Bedeutung des 1. Mai hin, der als Tag der deutschen Arbeit zum nationalen Feiertag des ganzen deutschen Volkes erklärt wurde und von den Deutschen in aller Welt feierlich begangen wird. Er streifte in diesem Zusammenhang auch die letzten Ereignisse in Europa, die insbesondere betreffen der Wiedervereinigung der deutschen Ostmark mit dem Reich, der allgemeinen deutschen Politik oder hinsichtlich der Frage des Sudetendeutschums eine bewußt unwahre Wiedergabe in der Presse gefunden haben. Die Verbreitung solcher Unwahrheiten muß von jedem verantwortungsbewußten Menschen schärfstens verurteilt werden. — Anschließend sprach

Prof. Dr. Scherer in zu Herzen gehenden Worten, die immer wieder von der stürmischen Zustimmung aller Feierteilnehmer unterbrochen wurden. Er zeichnete das Bild des arbeitenden Deutschland und seinen in der Geschichte der Völker völlig neuen Arbeitsgeist, den weltanschaulich-sittlichen Untergrund seines schöpferischen Lebens und seiner Haltung, die ihren Ausdruck beispielsweise nicht nur in der Fertigstellung eines Baues, eines Schiffes oder einer Autobahn finden, sondern auch im Verhältnis des Arbeiters zum vollendeten Werk; nach der Fertigstellung kann er sein Werk als erster in einer Feiertagsstunde besichtigen, erproben, sich am Gelingen freuen — im Gegensatz zur Vergangenheit, da er werkte und schaffte und sich zum Schluß doch nicht an seiner Arbeit freuen konnte, da er sie nur für andere leistete. Die Gemeinschaft ist heute zum Jubelgriff des deutschen Volkes geworden. Auch bei seiner Reise durch Brasilien habe er festgestellt, daß das deutsche Element ob seiner Leistungen hierzulande für den Fortschritt und Kultur allen Grund hat, stolz zu sein. Die hervorragenden Leistungen sprechen für sich. Das müsse uneingeschränkt anerkannt werden. Niemand solle darum auch den Kopf sinken lassen. Es wird in der Geschichte gewiß noch einmal der Tag kommen, wo man den deutschen Menschen wegen seiner Leistung ganz besonders schätzen wird. — Anschließend sangen alle begeistert die Hymnen der Nation. Der vom freundlichen Gastgeber bereitgestellte Imbiss trug darüber hinaus zur Schaffung einer feierlichen Stimmung bei und die Gelegenheit, sich über die alle Gemüter bewegenden Fragen auszusprechen, wurde von den Anwesenden in bester herzlicher Kameradschaft genutzt.

## Die diesjährige Mai-Feier in Presidente Wenceslau

Die deutsche Kolonie von Presidente Wenceslau und Umgebung feierte den 1. Mai mit einem Sportfest bei der Deutschen Schule, zu dem der Schulverein eingeladen hatte. Ungefähr 400 Volksgenossen wohnten der von herrlichem Wetter begünstigten Feier bei. Herr Erich Weisger eröffnete die Feier mit einer kleinen Ansprache, in der er auf die Wandlung der Maifeier in Deutschland hinwies, die früher dem Klassenkampf dienen mußte und seit der Machtübernahme zu einem Tag der Freude und wahrer Volksgemeinschaft wurde. Die von der deutschen Jugend mit Begeisterung ausgiebige Pflege aller Sportarten dient nicht nur der Stärkung des Körpers sondern hat darüber hinaus auch eine kulturelle und völkerverbindende Bedeutung. Auch für uns ist eine sportliche Betätigung von unschätzbarem Wert, sie macht uns hart und stark für den Lebenskampf zum Wohle unserer selbst und unseres Gastlandes Brasilien.

Dann begann der Aufmarsch zu den Freübungen. Es war eine wahre Augenweide, dem hochschwüngen, von fröhlichem Gesang begleiteten Marsch der 50 Sportler und Sportlerinnen zuzusehen. Die Freübungen wurden trotz der kurzen Vorbereitungen tadellos ausgeführt. Unter lebhaftem Beifall der Zuschauer wickelten sich die leichtathletischen Wettkämpfe (Hinderlauf, Hochsprung, 4 mal 200 Meter Staffel, 4 mal 100 Meter Staffel, 100-Meter-Lauf und Kugelstoßen) ab. Die erzielten Leistungen waren sehr befriedigend. Ein jeder gab sich Mühe, sein Bestes zu zeigen und, wenn möglich, einen Preis zu erringen. Der Abend vereinigte die Festgäste im Saale der deutschen Schule, wo man sich noch manche Stunde mit Singen und Tanzen vergnügte. Erst in den Morgenstunden verließen die letzten Gäste den Platz, um sich müde, aber hochbefriedigt nach Hause zu begeben.

## Der 1. Mai in Aracatuba

Wie alljährlich, so sah auch wieder der heutige 1. Mai die Volksgenossen der Kolonie Paulista vereint mit den Volksgenossen, die von Aracatuba, Peniapolis, Brauna und Peigote nicht die Bescheiden einer langen Reise schenkten, um den Tag der nationalen Arbeit würdig zu begehen. Eine kurze Feier am Nachmittag war ausgefüllt von dem Tage angelegten Eledern und Gedichten. Mit schlichten Worten wies Volksgenosse Hans Alt auf die Würde deutscher Arbeit hin, die erst durch die heute allen Deutschen voll zum Bewußtsein gekommene neue deutsche Auffassung von Arbeit schlechthin unserem gesamten Leben eine andere Richtung aufzeigte. Durch treue Erfüllung unserer täglichen Arbeit sehen wir nicht nur ein stolzes Denkmal unserer Heimat in fernem Land, sondern tragen dadurch auch einen Baustein zur Errichtung eines gewaltigen Aufbauwertes unserer Wahlheimat Brasilien bei. Mehr denn je müssen wir gerade jetzt durch unsere Arbeit in diesem Lande beweisen, welche rassistischen Werte in

den Deutschen stecken, die ja nur arbeiten wollen zur Ehre Deutschlands und dem Wohle Brasiliens. Die deutschen Volkshymnen wurden im Anschluß auf diese eindringlichen Worte von allen Anwesenden angestimmt, deren sich die brasilianische Hymne anschloß. Der Abend war einer bunten Reihe unterhaltender Darbietungen und dem Tanz gewidmet. Die Gäste, deren größter Teil die Kolonie zum ersten Male besuchte, nahmen bald den Gaden angeder Unterhaltung mit den Kolonisten auf. Im allgemeinen herrschte eine Stimmung, wie sie bisher noch nicht zu beobachten war und die Hoffnung auf ein gedeihliches Weiterarbeiten in der Zukunft ist voll berechtigt. Zwei Stunden nur hatten die Gäste Zeit, sich auf das Ohr zu legen, dann ging es wieder, nach einem herrlichen Abschied von der Kolonie im Eiltempo dem Alltag entgegen. Die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen und wahrscheinlich unter einem günstigeren Stern als diesmal, erfüllte alle.

## Wieder ein deutscher Luftsieg

In St. Germain fand die internationale Kunstflugmeisterschaft statt. Tausende von Zuschauern hatten Gelegenheit den herrlichsten Leistungen beizuwohnen. Den ersten Platz sicherte sich der deutsche Pilot „Graf Hagenburg“, der insgesamt 785 Punkte erreichen konnte. Er flog bei diesem Wettbewerb den Buecker-Jungmeister. Der Sieger dieses Wettbewerbs übertraf mit seinem Siege, die Leistungen des tschechischen Meisterfliegers Novac und des französischen Meisterfliegers Cavalli. Der Wettbewerb war von der französischen Luftsportvereinigung ausgeschrieben. Hagenburg hat durch seinen Sieg den internationalen Weltmeistertitel im Kunstflug erworben. Der Flugwettbewerb ist einer der bedeutendsten in Europa, da an ihm die bekanntesten internationalen Meisterflieger teilnehmen. Der Sieg des Piloten Hagenburg verdient insbesondere deshalb

außerordentliche Beachtung, da er seinen Sieg gegen die erste Klasse der Meister der Luft erringen konnte. Die Firma Theodor Wille, die Vertreterin der Buecker-Flugzeuge für ganz Brasilien ist, erhielt viele Glückwunschtelogramme aus Anlaß des bewundernswerten Sieges. Des weiteren gelang es dieser Tage dem Piloten Arthur Benitz, der uns allen von S. Paulo bekannt ist, die Liden zwischen Argentinien und Chile mit dem Jungmeister zu überqueren, mit dem er uns hier in Erfahrung versetzt hat. Benitz ist heute wohl nur seinem Jungmeister der bekannteste Kunstflieger auf dem südamerikanischen Kontinent. Nicht nur in S. Paulo, Rio und Porto Alegre, sondern auch in Uruguay, Argentinien und schließlich in Chile eroberte er sich und seiner wendigen Maschine die Herzen aller Zuschauer.

## Deutsches Generalkonsulat in S. Paulo

Das Deutsche Generalkonsulat in S. Paulo teilt mit: Zweck endgültiger Abwicklung des Verfahrens auf Verleihung des Ehrenkreuzes des Weltkrieges werden diejenigen Volksgenossen, die einen frist- und formgerechten Antrag auf Verleihung dieser Auszeichnung gestellt, die Auszeichnung jedoch wegen Fehlens von Beweisstücken noch nicht erhalten haben, gebeten, sich umgehend im Deutschen Ge-

neralkonsulat S. Paulo zu melden. Bei Antragstellern, die nicht bis 15. Mai ds. Js. hier vor sprechen, muß angenommen werden, daß sie auf die Verleihung keinen Wert mehr legen. Der Antrag gilt dann als zurückgezogen. Da die Antragsfrist bereits am 31. Dezember 1936 abgelaufen ist, können neue Anträge leider nicht mehr berücksichtigt werden.

## Kleiner Aufsatz über einen großen Spielmann

### Zum Besuch des Lautenfängers Oskar Besenfelder

Zu den etwas eintönig gewordenen Unterhaltungsstoff der letzten vierzehn Tage drangen in S. Paulo frische fangesfrohe Lieder: Oskar Besenfelder, der Münchener Baritonfänger, ist mit seiner klangvollen Laute zu den Deutschen in Brasilien gekommen. Von Rio, wo er in mehreren Veranstaltungen viele hundert Volksgenossen begeisterte, fand er zu uns in S. Paulo und erfreute auch hier mit seinen Liederabenden alle Menschen, die ihm zuhörten. Sein erster öffentlicher Abend im großen Saal der Gesellschaft Germania war sehr gut besucht. Dem Sänger wurde für seine „Vollslieder aus fünf Jahrhunderten“ dankbare Zustimmung in einem Maße zuteil, daß er seinen Aufenthalt hier über die vorgesehene Zeit hinaus verlängern mußte und gestern einen ebenfalls außerordentlichen Erfolg im schönen Saal des Lyraheims für seine reife Kunst verbuchen konnte.

aus der deutschen Heimat lieb gewonnen (er ist übrigens in Schwaben zu Haus) und ihn als einen besonders willkommenen Gast bei uns gesehen. Er kann nicht mehr länger hier verweilen, seine Reise führt noch weit hin zu den Deutschen nach Argentinien und nach Chile. Zunächst aber wird er mit seiner Laute in Curitiba, Blumenau und Porto Alegre Liederabende veranstalten. Wir wünschen nur, daß ihn recht viele Volksgenossen hören, denn Oskar Besenfelder ist für deutsche Menschen im Ausland ein Stück unseres ewig lebenden Volkstums. Wir, die wir Gäste dieses großen Landes Brasiliens sind, nehmen seine Lieder als Geschenk, das jenseits aller politischen Meinungen und Wertschätzung liegt, als das Gültige und Wertvolle, als die Ruhe im Wust des Vergänglichkeits. Denn nur was aus dem Volk geboren wurde und dem Volke dient, ist wert durch alle Stürme fortgetragen zu werden und kann edle Kunst sein — hier als Lied des Lautenfängers.

Inzwischen sang Oskar Besenfelder anlässlich so mancher kleineren Abendveranstaltung. Die größte Freude und das hastende Erlebnis seiner Vorträge in S. Paulo jedoch bildeten, wie er uns versicherte, seine Besuche in mehreren Schulen, wo er von den Kindern am liebsten gleich dabei gehalten worden wäre — vielleicht als Erfahrungsmittel für den Gesangslehrer. Wir können uns gut vorstellen, daß er den Kindern als ein Idealbild des fahrenden Sängers erschien — denn auch wir Erwachsenen haben ihn so erkannt: Groß, stark, froh, mit lachenden Augen in einem offenen Gesicht und mit einer Stimme, die voll beherrschter Kraft und Klangfülle ist. Eine Stimme, die selbst in ihrer Verhaltensweise in der entferntesten Saalecke deutlich Silbe zu vernehmen ist, die mittelalterliche Minnelieder und Balladen ebenso ausdrucksvoll meistert wie Landvolksweisen oder neue Vertonungen der Eichendorff- und Ems-Lyrik. So haben wir alle diesen stattlichen Spielmann

Oskar Besenfelder ist den Deutschen im Ausland kein Unbekannter mehr. Schon bald nach dem Weltkrieg zog er als junger Spielmann in die Ferne und reiste zu den Volksgenossen in Europa seit nahezu zwanzig Jahren. Er ist beim Reisen, Wandern, Singen und Spielen jung geblieben wie kaum andere Menschen, die in die Welt hinausziehen. Er singt von Herz zu Herz, überall wohin man ihn ruft, und wo er Deutsche in der stillen Weite eines fremden Landes weiß. Allein vor den Deutschen im Ausland hat er wohl fünfshundertmal gesungen. Am zieht er weiter, und wir wünschen ihm für jeden seiner Liederabende in Brasilien und dann in anderen Ländern viele, viele frohe Herzen, die ihm entgegen schlagen und viele leuchtende Augen, die aus Lied und Lautenklang und aus der ungewöhnlichen Art dieses großen Spielmannes das Wissen um die deutsche Heimat lesen!

## Die wichtigsten Veranstaltungen in Deutschland

- Baden-Baden:** 21.—28. August: Internationale Rennwoche.
- Bayreuth:** 24. Juli—19. August: Bühnenfestspiele zum 125. Geburtstag Richard Wagners. Am 24., 26. Juli, 4., 7., 10., 19. August: „Tristan und Isolde“, am 25. Juli, 3., 6., 9., 18. August: „Parsifal“, am 28. Juli, 12. August: „Rheingold“, am 29. Juli, 13. August: „Die Walküre“, am 30. Juli, 14. August: „Siegfried“, am 1., 16. August: „Götterdämmerung“.
- Berlin:** 30. Juli bis 13. August: Ausländer-Ferienkurs der Hochschule für Politik. — 5.—21. August: Große Deutsche Rundfunkausstellung. — 9.—14. August: Internationales Tennisturnier „Mau-Weiß“. —
- Bonn:** 22.—24. September: 1. Internationales Kongress für gerichtliche und soziale Medizin.
- Breslau:** 24.—31. Juli: Deutsches Turn- und Sportfest (etwa 300.000 Teilnehmer).
- Bad Dürkheim (Pfalz):** 10.—18. September: Wurstmarkt, größtes deutsches Wein- und Volksfest.
- Düsseldorf:** 12.—21. August: 650-Jahrfeier der Stadt. — 15.—21. September: Festspiele zur 650-Jahrfeier.
- Effen:** 27. April bis 15. Oktober: Reichsgartenschau. 2. Reichsausstellung des Deutschen Gartenbaues.
- Frankfurt a. M.:** 1. Juli bis 31. August: Römerberg-Festspiele. Goethe „Faust“ 1. Teil, Schiller „Fiesko“, Shakespeare „Heinrich IV.“ und „Hamlet“, Gerhart Hauptmann „Florian Geyer“.
- Freiburg i. Br.:** 28. August: 14. Internationales Schauinsland-Bergkletterrennen um den „Großen Bergpreis von Deutschland“ (Motorräder und Wagen).
- Heidelberg:** 3. Juli—15. August: Universitäts-Ferienkurse für Ausländer.
- Heidelberg:** 17. Juli bis 21. August: Reichsfestspiele. Goethe „Faust“, 1. Teil, „Götter und Verrückten“, Shakespeare „Der Widerspenstigen Zähmung“, Eichendorff „Die Freier“.
- Koblenz:** Juli bis September: Winzerfest im Weindorf.
- Königsberg (Pr.):** 21.—24. August: 26. Deutsche Ostmesse.
- Leipzig:** Juli, erste Hälfte: Internationales Bruderkonvent (auch in St. Florian).
- Mainz:** 27., 28. August, 3.—5. September: Weinmarkt, Winzerfest.
- Marburg:** 1.—15. Juni: 5. deutsches Reichs-Trachtenfest.
- München:** 4.—6. Juni: Internationales Hockey-Länderkampf Deutschland-Großbritannien, Kämpfe der Landesmeister von Deutschland, Belgien, Frankreich, Holland. — 8.—19. Juli: Tag der Deutschen Kunst. — 10. Juli bis 16. Oktober: Große Deutsche Kunstausstellung 1938. — 22.—24. Juli: Internationales Motorbootregatta auf dem Starnberger See. (Deutschland, U. S. A., England, Frankreich, Holland, Italien, Schweden, Schweiz). — 30. Juli: „Nacht der Amazonen“. Partystadt in Nymphenburg. 24. September bis 9. Oktober: Oktoberfest.
- Bad Nauheim:** 4. Juni: Internationales Tauchturnier, Europa-Meisterschaft 1938.
- Nürburgring (Eifel):** 12. Juni: Internationales Eifel-Rennen (Wagen und Motorräder). — 24. Juli: Internationales Autorennen „Großer Preis von Deutschland“ (Wagen).
- Nürnberg:** Anfang September: Reichsparteitag 1938.
- Rothenburg o. d. T.:** 4.—6. Juni: Historisches Heimatfest „Der Meisterturm“. Am 6. Festspiel „Rothenburg im dreißigjährigen Krieg“.
- Rüdesheim:** 20.—28. August: Weinfest.
- Salzburg:** 23. Juli bis 31. August: Salzburger Festspiele.
- Wien:** 4.—6. Juni: Tagung der Internationalen Union ägyptischer Kraftfahrverbände. — 24.—28. August: Internationales Kongress für Städtevereinigung. — 17.—25. September: Internationales Reit- und Fahrturnier. — 18.—22. September: Internationales Chirurgenkongress.
- Wiesbaden:** 27. September bis 3. Oktober: Weinfest des Rheinganes.